This is a digital copy of a book that was preserved for generations on library shelves before it was carefully scanned by Google as part of a project to make the world's books discoverable online.

It has survived long enough for the copyright to expire and the book to enter the public domain. A public domain book is one that was never subject to copyright or whose legal copyright term has expired. Whether a book is in the public domain may vary country to country. Public domain books are our gateways to the past, representing a wealth of history, culture and knowledge that's often difficult to discover.

Marks, notations and other marginalia present in the original volume will appear in this file - a reminder of this book's long journey from the publisher to a library and finally to you.

Usage guidelines

Google is proud to partner with libraries to digitize public domain materials and make them widely accessible. Public domain books belong to the public and we are merely their custodians. Nevertheless, this work is expensive, so in order to keep providing this resource, we have taken steps to prevent abuse by commercial parties, including placing technical restrictions on automated querying.

We also ask that you:

+ *Make non-commercial use of the files* We designed Google Book Search for use by individuals, and we request that you use these files for personal, non-commercial purposes.

+ *Refrain from automated querying* Do not send automated queries of any sort to Google's system: If you are conducting research on machine translation, optical character recognition or other areas where access to a large amount of text is helpful, please contact us. We encourage the use of public domain materials for these purposes and may be able to help.

+ *Maintain attribution* The Google "watermark" you see on each file is essential for informing people about this project and helping them find additional materials through Google Book Search. Please do not remove it.

+ *Keep it legal* Whatever your use, remember that you are responsible for ensuring that what you are doing is legal. Do not assume that just because we believe a book is in the public domain for users in the United States, that the work is also in the public domain for users in other countries. Whether a book is still in copyright varies from country to country, and we can't offer guidance on whether any specific use of any specific book is allowed. Please do not assume that a book's appearance in Google Book Search means it can be used in any manner anywhere in the world. Copyright infringement liability can be quite severe.

About Google Book Search

Google's mission is to organize the world's information and to make it universally accessible and useful. Google Book Search helps readers discover the world's books while helping authors and publishers reach new audiences. You can search through the full text of this book on the web at `http://books.google.com/`

Über dieses Buch

Dies ist ein digitales Exemplar eines Buches, das seit Generationen in den Regalen der Bibliotheken aufbewahrt wurde, bevor es von Google im Rahmen eines Projekts, mit dem die Bücher dieser Welt online verfügbar gemacht werden sollen, sorgfältig gescannt wurde.

Das Buch hat das Urheberrecht überdauert und kann nun öffentlich zugänglich gemacht werden. Ein öffentlich zugängliches Buch ist ein Buch, das niemals Urheberrechten unterlag oder bei dem die Schutzfrist des Urheberrechts abgelaufen ist. Ob ein Buch öffentlich zugänglich ist, kann von Land zu Land unterschiedlich sein. Öffentlich zugängliche Bücher sind unser Tor zur Vergangenheit und stellen ein geschichtliches, kulturelles und wissenschaftliches Vermögen dar, das häufig nur schwierig zu entdecken ist.

Gebrauchsspuren, Anmerkungen und andere Randbemerkungen, die im Originalband enthalten sind, finden sich auch in dieser Datei – eine Erinnerung an die lange Reise, die das Buch vom Verleger zu einer Bibliothek und weiter zu Ihnen hinter sich gebracht hat.

Nutzungsrichtlinien

Google ist stolz, mit Bibliotheken in partnerschaftlicher Zusammenarbeit öffentlich zugängliches Material zu digitalisieren und einer breiten Masse zugänglich zu machen. Öffentlich zugängliche Bücher gehören der Öffentlichkeit, und wir sind nur ihre Hüter. Nichtsdestotrotz ist diese Arbeit kostspielig. Um diese Ressource weiterhin zur Verfügung stellen zu können, haben wir Schritte unternommen, um den Missbrauch durch kommerzielle Parteien zu verhindern. Dazu gehören technische Einschränkungen für automatisierte Abfragen.

Wir bitten Sie um Einhaltung folgender Richtlinien:

+ *Nutzung der Dateien zu nichtkommerziellen Zwecken* Wir haben Google Buchsuche für Endanwender konzipiert und möchten, dass Sie diese Dateien nur für persönliche, nichtkommerzielle Zwecke verwenden.

+ *Keine automatisierten Abfragen* Senden Sie keine automatisierten Abfragen irgendwelcher Art an das Google-System. Wenn Sie Recherchen über maschinelle Übersetzung, optische Zeichenerkennung oder andere Bereiche durchführen, in denen der Zugang zu Text in großen Mengen nützlich ist, wenden Sie sich bitte an uns. Wir fördern die Nutzung des öffentlich zugänglichen Materials für diese Zwecke und können Ihnen unter Umständen helfen.

+ *Beibehaltung von Google-Markenelementen* Das "Wasserzeichen" von Google, das Sie in jeder Datei finden, ist wichtig zur Information über dieses Projekt und hilft den Anwendern weiteres Material über Google Buchsuche zu finden. Bitte entfernen Sie das Wasserzeichen nicht.

+ *Bewegen Sie sich innerhalb der Legalität* Unabhängig von Ihrem Verwendungszweck müssen Sie sich Ihrer Verantwortung bewusst sein, sicherzustellen, dass Ihre Nutzung legal ist. Gehen Sie nicht davon aus, dass ein Buch, das nach unserem Dafürhalten für Nutzer in den USA öffentlich zugänglich ist, auch für Nutzer in anderen Ländern öffentlich zugänglich ist. Ob ein Buch noch dem Urheberrecht unterliegt, ist von Land zu Land verschieden. Wir können keine Beratung leisten, ob eine bestimmte Nutzung eines bestimmten Buches gesetzlich zulässig ist. Gehen Sie nicht davon aus, dass das Erscheinen eines Buchs in Google Buchsuche bedeutet, dass es in jeder Form und überall auf der Welt verwendet werden kann. Eine Urheberrechtsverletzung kann schwerwiegende Folgen haben.

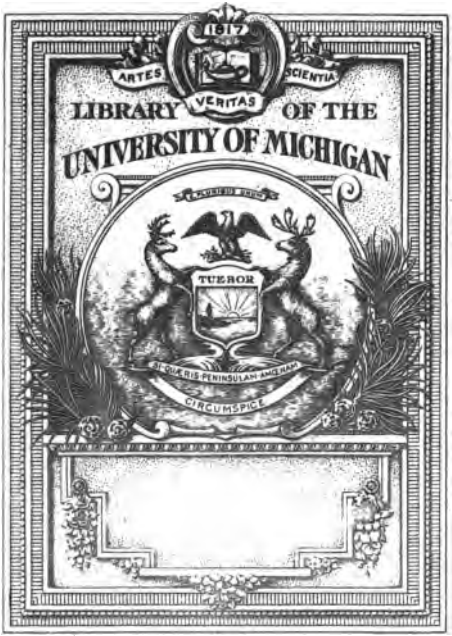
Über Google Buchsuche

Das Ziel von Google besteht darin, die weltweiten Informationen zu organisieren und allgemein nutzbar und zugänglich zu machen. Google Buchsuche hilft Lesern dabei, die Bücher dieser Welt zu entdecken, und unterstützt Autoren und Verleger dabei, neue Zielgruppen zu erreichen. Den gesamten Buchtext können Sie im Internet unter `http://books.google.com` durchsuchen.

838
D853f
1892.
A 926,583

Die Familie Manstein.

Um Haus und Hof.



THE GIFT OF
Theodore L. Trost.

838
D853f
1892

Deutsche Evangelische

Jugend-Bibliothek.

Siebzehntes Bändchen.

Herausgegeben von der

Deutschen Evangelischen Synode von

Nord-Amerika.

St. Louis, Mo.
1892.

Die Familie Manstein.

Von

Christoph von Düring.

17. Bändchen.

Evangelische Synode von Nord-Amerika.
1892.

Inhalt.

Seite.

I. Die Familie Manstein 5–76

II. Um Haus und Hof 81–111

Erstes Kapitel.

Habt ihr je von London gehört? Es ist dies die Hauptstadt von England, die viele prächtige Gebäude, Plätze und öffentliche Spazierwege hat. Sucht sie einmal auf der Karte auf! Denn in dieser Stadt spielt der größte Teil der Geschichte, die ich euch erzählen will.

Einer der schönsten Spazierwege in London heißt Hyde Park. Dort geht und fährt und reitet die vornehme Welt spazieren. Herrliche Blumen und sprudelnde Fontänen erfreuen das Auge, und unter den schattigen Bäumen laden zahlreiche Sitze zur Ruhe und Abkühlung ein. Hie und da sieht man auch einen zerlumpten Bettler, der neugierigen und ach! oft neidischen Blickes die glänzenden Equipagen und prachtvollen Toiletten der Reichen betrachtet. Am zahlreichsten ist aber die „kleine Welt" im Hyde Park vertreten; Kinder laufen nach allen Richtungen durcheinander und führen dort unter Aufsicht ihrer Mütter und Erzieherinnen die verschiedensten Spiele auf.

Ein besonderer Teil dieses Parks heißt Rotten Row—das ist eigentlich nur eine große herrliche Reitbahn. Dort solltet ihr an einem schönen Frühlingsmorgen sein! Ihr müßt wissen, daß die englischen Damen das Reiten zu ihren Lieblingsvergnügungen zählen. Nun denn, an schönen Tagen sieht man Rotten Row ganz mit Reiterinnen angefüllt, die in langen Gewändern, oft von einem Herrn, oft von einem Reitknecht begleitet, auf feurigen Rossen dahinsausen. Tausende von Zuschauern sehen ihnen zu. Unter ihnen stand an einem der sonnigsten Tage des Monats Mai eine schwarzgekleidete Frau, die einen neunjährigen Knaben an der Hand hielt. Die Frau war ernst und sehr bleich—der Knabe an ihrer Seite

lauter Lust und Leben. Braune Locken bedeckten seine Stirne und funkelnden Auges blickte er auf das bunte, bewegte Treiben vor sich. Keine Minute ließ er seine Mutter in Ruhe. Bald richtete er ihre Aufmerksamkeit auf dieses, bald jenes. „Mutter," sagte er, „wenn ich einmal groß bin, kaufe ich Paula auch ein Pferd und reite mit ihr; dann wird sie gewiß die schönste von allen Damen in Rotten Row sein."

Seine Mutter sah ihn mit liebevollem Blick an und erwiderte: „Ach, Siegfried, du vergißt, daß wir arm sind."

„Aber ich will arbeiten," rief der Knabe, „ich will ein Maler werden, wie der Vater war, oder ich will Bücher schreiben, da bekommt man viel, viel Geld, hat Paula gesagt. Ach, Mutter," sagte er, indem er sich fester an sie schmiegte,— „und du sollst es auch besser haben; wenn ich viel Geld verdient habe, dann kaufe ich dir ein großes Haus mit schönen Zimmern und einem Park daneben; dann brauchst du keine Stunden mehr zu geben und wirst wieder fröhlich werden."

Der Mutter standen Thränen in den Augen, als sie ihrem Liebling antwortete: „Wir müssen noch lange warten, bis du groß bist, und die Hauptsache ist doch, daß du recht brav wirst. Aber komm, jetzt ist es Zeit nach Hause zu gehen. Paula und Emma warten auf uns. Die arme Paula! Du wolltest ihr ein Pferd kaufen, Siegfried, und hast ganz vergessen, daß sie krank ist. Ach, wenn wir nur Geld hätten, sie in ein Bad zu schicken! Aber wir dürfen nicht daran denken," fügte sie seufzend hinzu.

Indem die Mutter so sprach, hatten beide Rotten Row verlassen. Der Knabe war ernst geworden. Die schönen Damen auf den schnaubenden Rossen waren vergessen. Wenn er nur erst groß wäre! Ach, was wollte er alles für seine Mutter und Schwestern thun. Sie gingen durch einen wenig besuchten Teil von Hyde Park, dann bogen sie in ein Seitengäßchen ein und traten in ein Haus. Schnell wie ein Reh war Siegfried die Treppe hinaufgesprungen, seine Mutter

folgte ihm langsam. Als sie oben angelangt war, ging sie über einen sauber gescheuerten Vorsaal in ein Zimmer, das alles enthielt, was ihr an irdischen Schätzen geblieben war. Siegfried kniete vor einem Sopha, auf welchem Paula lag, und erzählte ihr von seinem Spaziergang. Es that ihm im Herzen weh, daß Paula nicht mit ausgehen konnte und immer so still daliegen mußte.

Die Mutter, nachdem sie Paula gegrüßt, hatte die fünfjährige Emma auf den Schoß genommen, ein muntres kleines Mädchen mit dunklem Haar und schwarzen Augen, die von allen, die sie kannten, „Bemperle“ genannt wurde. „Was hat denn mein Liebling gemacht?“ fragte die Mutter.

„O Mama, Paula hat mir so schöne Geschichten erzählt und mir etwas vorgesungen, und dann ist Doktor Hiller dagewesen — und, o Mama, er hat gesagt, ich wäre eine Wetterhexe; Bemperle, sagte er, ist ein fremdes Wort und bedeutet Wetterhexe — gelt Mama, eine Hexe bin ich nicht, die Hexen sehen ja so garstig aus?“

„Nun, Bemperle, wer hat denn dir gesagt, daß du nicht garstig aussiehst?“

„O Mama, die Hexen sind alt und haben keine Zähne mehr“ — und lächelnd öffnete sie ihren rosigen Mund und zeigte der Mutter ihre zierlichen weißen Zähnchen.

„Ja, die werden bald ausfallen,“ erwiderte die Mutter ernsthaft. „Sieh nur Siegfried an; der hat in der vorigen Woche zwei Zähne auf einmal verloren — und du weißt, Mäuschen, das eine Zähnchen da vorne wackelt schon.“

„Aber die Hexen sind bös,“ schmollte die Kleine.

„Und du, Bemperle, bist wohl immer recht gut und artig? Wer war neulich so zornig und hat Siegfried in den Arm gebissen, als der große Hund kam und dein armer Bruder dir zufällig im Wege stand?“

„Aber meine süße Mama,“ sagte die Kleine mit dunkelrotem Gesicht, und große Thränen fielen auf die Hand der Mutter, „ich will es ja auch ganz gewiß nie, nie wieder thun.“

„Das hoffe ich," tröstete die Mutter; „aber sieh! der gute Doktor hat nicht so ganz unrecht, wenn er dich eine kleine Wetterhexe nennt."

Sie setzte ihr Töchterchen auf den Boden. „Nun Paula," wandte sich die Mutter an ihre älteste Tochter, „was hat der Doktor über dein Befinden gesagt? War er zufrieden?"

„Ich soll dich schön grüßen, Mutter, und wenn du könntest, solltest du ihn doch bald einmal besuchen — er hätte dir etwas Besonderes zu sagen."

„Was mag er nur wollen?" sagte die Mutter mehr zu sich, als zu ihrem Kinde. „Wenn er nur nicht auf der Badereise besteht! Es ist unmöglich, das Geld dazu aufzutreiben."

Mit kummerschwerem Herzen legte die arme Frau ihre Sachen ab und setzte sich mit ihrer Arbeit an den Nähtisch. Siegfried machte eine französische Aufgabe unter Paulas Aufsicht, und die kleine Emma kam dann und wann mit ihrem Bilderbuche zu ihrer Mama, um ihr den ungezogenen Gockel oder den zerzausten und beschmutzten Struwwelpeter zu zeigen.

Der Vater der Kinder war vor einem Jahre gestorben. Er hieß Manstein und war Maler gewesen. Er und seine Frau waren Deutsche; sie hatten sich aber in London niedergelassen, weil Herr Manstein glaubte, dort mehr Geld für seine Bilder bekommen zu können, als in Deutschland. Er hatte sich nicht getäuscht. Die kleine Familie lebte recht glücklich zusammen; denn wenn Herr Manstein auch keine großen Einnahmen hatte, so war doch immer mehr als genug dagewesen. Die Kinder hatten einen deutschen Lehrer gehabt, der ihnen alle Tage drei Stunden Unterricht gab. In der französischen und englischen Sprache wurden sie von der Mutter, in der Musik und im Zeichnen vom Vater unterrichtet. Seit dem Tode des letzteren hatte der Lehrer abgeschafft werden

müssen; denn es war kein Geld da, ihn zu bezahlen. Die fünfzehnjährige Paula, die Ostern konfirmiert worden war, versuchte, soweit es ging, seine Stelle auszufüllen, und Siegfried hatte sich nicht darüber zu beklagen; denn sie war eine sanftmütige und geduldige Lehrerin. Das arme Mädchen hatte sich vor einigen Monaten, als sie spät abends von einem Besuche zurückgekehrt und zu leicht angekleidet war, erkältet. Das rechte Bein war infolgedessen steif geworden und verursachte ihr zuzeiten große Schmerzen. Aber sie trug ihr Leiden so still und freundlich, daß alle, die sie kannten, ihre Geduld und Ergebung bewunderten. Besonders hing Siegfried mit großer Liebe an ihr. Doktor Hiller, der sie behandelte, war schon seit Jahren ein Freund der Familie; er behauptete, es könne Paula nur geholfen werden, wenn sie eines der deutschen Bäder besuchte. Darüber hatte die arme Mutter schon manche schlaflose Nacht zugebracht. Herr Manstein hatte seiner Familie nur ein sehr kleines Vermögen hinterlassen, und die bedrängte Frau gab in reichen Familien Stunden, um ihre Lage etwas zu verbessern; aber wollte sie Paula eine Badereise machen lassen, hätten die andern Kinder Monate lang darben müssen. Und doch, welche Hilfe, wenn Paula gesund wäre! Sie könnte dann auch Stunden geben und ihrer Mutter Geld verdienen helfen. Und wie gern hätte sie es nicht gethan, die arme Paula! —

Zweites Kapitel.

Am folgenden Tage ging Frau Manstein mit Siegfried zu ihrem alten Freunde, Doktor Hiller. Sie kamen ziemlich früh, und er war noch nicht ausgegangen. Eine alte Dienerin führte Mutter und Sohn in des Doktors Studierzimmer, in welchem er sein Frühstück einzunehmen pflegte. Der alte Herr las die Zeitung. Als Frau Manstein eintrat, stand er schnell auf, nahm seine Brille ab und sagte: „Ei, ei, Frau Manstein — haben uns lange nicht gesehen. Ha, ha, ha! Setzen Sie sich gefälligst. Wie geht es Ihnen? Und was machen der Herr Sohn und Fräulein Töchter?"

„Danke, lieber Herr Doktor, es geht leidlich," erwiderte Frau Manstein, indem sie sich setzte. „Sie müssen entschuldigen, daß wir so früh kommen; aber Paula sagte mir, Sie wollten mich sprechen, und ich fürchtete, Sie später am Tage nicht zu Hause zu treffen."

„Sie haben ganz die rechte Zeit gewählt. Freue mich sehr, Sie zu sehen. Ja, ja, ich habe Ihnen etwas sehr Wichtiges zu sagen, gute Frau Manstein: — Sie müssen Paula in ein Bad schicken."

„Guter Doktor, Sie wissen, daß es nicht möglich ist," rief die arme Mutter, „reden Sie nur nicht mehr davon!" Im Herzen machte sie ihrem alten Freunde einen Vorwurf, daß er sie kommen ließ, um sie mit dieser schmerzlichen Angelegenheit zu quälen. Er wußte, wie viel sie schon darunter gelitten hatte.

„Aber was wollen Sie anfangen, wenn ich Ihnen sage, daß es möglich gemacht werden muß—und daß ich Sie bitten ließ, zu mir zu kommen, um ein langes und breites mit Ihnen darüber zu besprechen?" Der alte Herr sah so schelmisch aus,

indem er dies sagte, und rieb seine Brille mit solchem Vergnügen, daß Frau Manstein trotz ihrer ernsten Stimmung nicht umhin konnte, zu lächeln, und zu ihm sagte: „Sie treiben Ihren Scherz mit mir, Doktor."

„Davor behüte mich der liebe Gott," rief Doktor Hiller, indem er auf seinem Stuhl in die Höhe schnellte, „aber im größten Ernst, Frau Manstein, ich bleibe dabei: Sie müssen Paula nach Schwalbach schicken."

„Doktor!"

„Madame! Sie müssen, ja, Sie werden es thun, und das in vierzehn Tagen."

Frau Manstein sah den kleinen Doktor an, als wollte sie sehen, ob er denn seinen Verstand verloren hätte; aber ihr Freund sah jetzt ganz ernst aus und sagte: „Ich will Sie nicht länger quälen. Machen Sie sich auf eine recht gute Nachricht gefaßt. Vor einiger Zeit erzählte ich Ihnen von einer reichen Dame, Mrs. Roller, die ihren Mann durch ein Eisenbahnunglück verlor. Sie wohnt in einem prächtigen Hause in Hyde Park und hat eine Tochter, die ein ähnliches Übel hat, wie Paula. Ich riet der Mutter, ihre Tochter nach Schwalbach zu bringen und erzählte ihr bei der Gelegenheit von Ihrer traurigen Lage. Mrs. Roller, selbst eine Deutsche, hat, solange ich sie kenne, ihren Landsleuten hier in London viel Gutes erwiesen, und so läßt sie auch Ihnen, liebe Frau Manstein, ihre Hilfe anbieten. Ich soll Ihnen den Vorschlag machen, Paula unter ihrer Obhut und auf ihre Kosten mit nach Schwalbach reisen zu lassen. Ich habe Mrs. Roller zuvor versichern müssen, daß Sie nicht zu stolz wären, ein solches Anerbieten anzunehmen; hatte ich recht?"

Frau Manstein saß zuerst wie versteinert da; dann flossen reichliche Thränen über ihre Wangen; sie ergriff des Doktors Hand und sagte schluchzend: „Wie gut ist Gott! O, ich will nie wieder an seiner Hilfe verzagen. Gewiß, er verläßt die Witwen und Waisen nicht."

Der kleine Herr war ganz gerührt. Er konnte nur sein ha, ha, ha hervorbringen; aber es klang nicht wie sonst, da ihm einige Thränen in die Augen traten.

Nach einigen Minuten sagte er: „Mrs. Roller möchte Sie sobald als möglich sehen — ich rate Ihnen, sie gleich aufzusuchen, denn jetzt treffen Sie Mutter und Tochter am sichersten zu Hause."

Dann setzte sich der alte Herr an seinen Schreibtisch und schrieb einige Zeilen, um dadurch Frau Manstein bei ihrer unbekannten Freundin einzuführen.

Siegfried hatte sich während der ganzen Zeit merkwürdig ruhig verhalten. Er war im Zimmer umhergewandert und hatte sich alle Gegenstände darin genau besehen; von der Unterhaltung hatte er wenig gehört. Als die Mutter ihn jetzt rief, kam er langsam auf sie zu; der muntere Ausdruck seines Gesichts war verschwunden und voll Angst sah er den Doktor an, der eben Frau Manstein das geschriebene Briefchen übergab. Er blickte ihn auch nicht freundlicher an, als der gute alte Herr ihm einige kandierte Früchte, die in einer Schachtel auf dem Tische standen, in die Tasche steckte. Doktor Hiller bemerkte des Knaben verändertes Wesen nicht; aber die Mutter mußte ihr Söhnchen sogar auffordern, „danke" zu sagen, was er sonst nie unterließ. Auch reichte er mit Widerstreben dem Doktor die Hand zum Abschied. Frau Manstein war um so herzlicher und verabschiedete sich mit den wärmsten Dankesworten von ihrem treuen Freunde; und wenn der kleine Mann auch von Dank nichts wissen wollte, so that ihm doch die Freude der glücklichen Mutter wohl.

Als sie aus dem Hause waren, wandte sich Frau Manstein an ihren Sohn: „Nun, Siegfried, was hat dir denn der gute Doktor gethan? Du hast dich ja ganz sonderbar benommen."

„Mutter, Doktor Hiller muß ein böser Mann sein."

„Doktor Hiller ein böser Mann? Was fällt dir ein, Kind?"

„Ja, Mutter, ganz gewiß! Auf seinem Schreibtisch steht ein Totenkopf, und, o Mutter, denke nur, in dem kleinen Nebenzimmer habe ich große und kleine Gerippe von Menschen gesehen. Hat er die Menschen wohl umgebracht? Ich hatte solche Angst, daß — — —"

„Hätt' ich doch nie gedacht," unterbrach ihn lächelnd die Mutter, „daß ich so ein einfältiges Söhnchen hätte! Alle Ärzte müssen an solchen Gerippen studieren, wie es im Menschen aussieht."

„Aber woher haben sie denn die Gerippe?" fragte Siegfried mit etwas erleichtertem Herzen. Er konnte sich doch nicht denken, daß alle Ärzte ihre Mitmenschen umbrächten, und er fing an, sich zu schämen, daß er so schlecht von Doktor Hiller gedacht hatte.

Frau Manstein erklärte ihm nun, wie arme Leute oft den Ärzten ihre Toten für Geld überlassen, wie die Ärzte die Leichname öffnen, um zu sehen, welchen innern Schaden der Kranke gehabt hat, und wie sie die Gerippe behalten, um weiter daran zu lernen.

„Hu," rief Siegfried, sich schüttelnd, „ein Arzt werde ich gewiß nicht! Wie mögen sie nur einen toten Menschen aufschneiden, Mutter?"

„Sie thun es auch nicht zu ihrem Vergnügen," erklärte Frau Manstein weiter; „es ist eine gefährliche Arbeit; aber es ist ein schöner Beruf, Arzt zu sein. Wie vielen Menschen kann er wieder zur Gesundheit verhelfen!"

Das Gesicht des Knaben hatte sich erheitert und seine Augen leuchteten, als Frau Manstein ihm darauf ihre Unterredung mit dem guten Doktor mitteilte. Er kam sich recht kindisch und einfältig vor, daß er so arge Gedanken gehabt, und im stillen bat er den alten Herrn um Verzeihung. Nun m u ß t e ja Paula wieder gesund werden. Wer war froher als unser Siegfried!

Sie waren jetzt an dem von Doktor Hiller bezeichneten Hause angelangt.

Ein Diener öffnete die Thür und führte, nachdem er das Einführungsschreiben des Doktors der Dame des Hauses überreicht hatte, Mutter und Sohn in das Empfangszimmer. Während Mrs. Roller, eine freundliche, noch jung aussehende Dame, die Eintretenden begrüßte, stürmte ein kleines Mädchen ins Zimmer mit langem, glänzendem, goldgelbem Haar.

„Komm, Minnie," rief Mrs. Roller, als die Kleine beim Anblick fremder Gesichter schnell davon eilen wollte, „hier ist ein Spielkamerad für dich, unterhalte ihn recht schön; ich gehe jetzt mit seiner Mutter hinauf, um unsre arme Mary zu besuchen." Sie winkte den Kindern freundlich zu und verließ dann mit Frau Manstein das Zimmer.

Siegfried war etwas verlegen, als er mit dem kleinen Mädchen allein war, aber Minnie kam auf ihn zu und wollte ihn küssen.

Das kam Siegfried gar zu unerwartet, daß das reichgekleidete Mädchen ihn, den armen Knaben, küssen wollte. Ohne sich darüber recht klar zu sein, fühlte er, daß zwischen ihm und dem kleinen Mädchen ein Unterschied sei — und es war ihm, als dürfe er ihr nicht erlauben, ihn als ihresgleichen anzusehen. Errötend bog er sein Gesicht zur Seite.

Minnie war erstaunt; aber sie ließ sich nicht aus der Fassung bringen. „Warum willst du nicht, daß ich dich küsse?" fragte sie verwundert.

„Nun — nun — weil ich — — arm bin," war die zögernde Antwort.

„Du bist arm?" sagte Minnie, indem sie ihn mit zweifelnden Blicken vom Kopf bis zu den Füßen musterte. „Aber deine Mutter sieht aus wie eine Dame, und du hast ja keine zerrissenen Kleider an."

„Du bist ein garstiges Mädchen," sagte Siegfried und richtete sich hoch auf. „Nur die Bettler tragen zerrissene Kleider, und ich bin kein Bettelbub'," fügte er stolz hinzu.

„Sei nur nicht gleich so böse," bat Minnie ganz ängstlich, „sag mir lieber, wie du heißt."

Siegfried war durch den bittenden Ausdruck in Minnies Gesicht sogleich besänftigt, und er antwortete in freundlichem Tone:

„Ich heiße Siegfried Manstein."

„Und ich heiße Minnie Roller; ich freue mich, daß ich mit dir deutsch sprechen kann. Zu Hause sprechen wir immer deutsch, aber mit den englischen Kindern muß ich immer englisch reden. Hast du noch Geschwister?"

Siegfried erzählte ihr von Emma und Paula. „Meine große Schwester," sagte er, „ist krank und muß immer auf dem Sopha liegen, aber sie erzählt so wunderschöne Geschichten."

„Ich habe auch eine kranke Schwester," unterbrach ihn Minnie und ließ traurig das Köpfchen hängen. „Die Mutter sagte, ich müßte alle Tage den lieben Gott bitten, daß er sie wieder gesund mache. Hast du ihn auch schon für deine Paula gebittet?"

„Es heißt nicht ‚gebittet' — ‚gebeten' mußt du sagen," korrigierte Siegfried eifrig. „Weißt du, ich glaube, der liebe Gott hat zu viele andere Menschen gesund zu machen — er hört uns doch nicht. Die Mutter, Emma und ich bitten ihn alle Tage für Paula, aber sie ist immer noch krank."

„O doch, doch," rief die kleine Minnie, „der liebe Gott hat immer Zeit. Die Mutter sagt's, und als ich sie neulich gefragt habe, warum er denn unsere Mary nicht gesund mache, hat sie gesagt, vielleicht thät' er's später, wir dürften dem lieben Gott keine Zeit bestimmen, wir müßten aber immerzu bitten."

Siegfried hatte die Kleine geduldig ausreden lassen. Dann sagte er: „Weißt du, ich will jetzt immer für deine Schwester mitbeten, bitte du den lieben Gott auch für meine Paula, dann macht er sie vielleicht beide gesund."

„Ja, ja, das wollen wir thun," erwiderte Minnie ganz

ernsthaft; „aber komm, jetzt will ich dir meine Puppen zeigen.“

Beide Kinder gingen in ein anstoßendes Zimmer. Es hatte ein einziges Fenster, an das sich ein Epheustock hinaufrankte. Vor dem Fenster stand ein kleiner Divan mit einem schön gemusterten Überzuge, und davor ein braunes Tischchen. In der Ecke stand ein Schrank mit den Spielsachen des kleinen Mädchens, und auf der Kommode und verschiedenen kleinen Etageren an den Wänden sah man allerliebste Nippsachen.

„Sieh, das ist mein Zimmer,“ sagte Minnie ganz wichtig, als sie Siegfried hineingeführt hatte, und nun mußte ihr neuer Freund alles nach der Reihe bewundern, auch die Puppen und Puppensachen, an denen er zu Minnies größtem Bedauern am wenigsten Gefallen fand.

„Minnie, Minnie, wo seid ihr?“ rief jetzt eine sanfte Stimme aus dem Nebenzimmer.

„Hier, liebe Mutter,“ antwortete das kleine Mädchen fröhlich, indem sie mit der Puppe auf dem Arm zu ihrer Mutter sprang.

„O dear mother, Mutter, bitte, bitte, darf Siegfried bald wieder kommen? Und er hat auch ein Schwesterchen, die heißt Emma, und — o wir können so schön zusammenspielen— und sie sprechen deutsch — und —“

„Und mein Töchterchen muß Geduld haben,“ sagte Mrs. Roller lächelnd — „wenn Frau Manstein nichts dagegen hat, läßt sich's vielleicht einrichten — wir wollen sehen.“

Die Mütter wechselten einen Blick des Einverständnisses— dann nahm Frau Manstein ihren Siegfried bei der Hand und verabschiedete sich mit dankbarem Herzen von Mrs. Roller und ihrem Töchterchen. Sie war so glücklich, und sie hatte das größte Verlangen, ihrer Paula die frohen Erlebnisse des Morgens mitzuteilen.

Drittes Kapitel.

Die folgenden vierzehn Tage vergingen in großer Unruhe. Frau Manstein und Paula nähten unaufhörlich, um die Garderobe der letztern in Ordnung zu bringen. Ja, manche Nacht arbeitete die Mutter, nachdem die Kinder lange zur Ruhe gegangen waren, um ein Kleid, das sie getragen und das noch aus den glücklichen Tagen der Familie stammte, für ihr Kind zurecht zu machen. Aber wie gern opferte sie diese Stunden der Ruhe; ihr Herz war voll Dankbarkeit gegen Gott, wenn sie auch mit Wehmut an die Trennung dachte. Paula freute sich auf die Reise; aber auch ihr war das Herz schwer — es war ja das erstemal, daß sie von Mutter und Geschwistern getrennt werden sollte. Sie versuchte indes, ihre traurigen Gedanken zu bekämpfen und wenigstens äußerlich heiter und fröhlich zu sein. Manchmal fuhr sie mit der Hand durch Siegfrieds Locken, und der Knabe bemerkte nicht die Thränen, die sich aus ihren Augen in sein krauses Haar stahlen; denn gleich darauf nähte sie wieder emsig und fing an, von etwas Gleichgültigem zu reden.

Siegfried und Emma waren inzwischen sehr oft zu Mrs. Roller geschickt worden, um nach diesem und jenem wegen der Reise zu fragen, und die Kinder freuten sich dieser Aufträge, besonders die kleine Emma. Sie hatte sich schon so lange eine Freundin gewünscht, und die lebhafte Minnie sagte ganz ihrem muntern Wesen zu.

Endlich waren die zwei Wochen herum und der Tag der Abreise da. An einem nebligen Morgen hielt der Wagen der Mrs. Roller vor dem kleinen Hause, in welchem Frau Manstein wohnte. Der Diener und das Mädchen, welches die Damen in Schwalbach bedienen sollte, führten Paula die

Treppen hinunter und halfen ihr in den Wagen. Mrs. Roller hatte ihr einen bequemen Sitz in der einen Ecke desselben zurecht gemacht, ihre Tochter saß in der andern und sie selbst nahm mit ihrer Dienerin den Rücksitz ein. Paula sah sehr bleich aus, aber sie weinte nicht, um ihrer Mutter das Herz nicht schwer zu machen.

Diese hob Siegfried und Emma noch einmal in den Wagen, Paula den Abschiedskuß zu geben, dann drückte sie selbst noch einen innigen Kuß auf Paulas Lippen, indem sie mit vor Thränen erstickter Stimme sagte: „Gott segne dich, mein teures Kind, und führe dich gesund zu uns zurück."

„Lassen Sie sich die Trennung nicht gar zu schwer werden," tröstete Mrs. Roller; „der liebe Gott wird schon helfen, daß wir Ihnen Ihr Töchterchen gesund wieder zuführen können."

Frau Manstein dankte durch einen warmen Händedruck— dann knallte der Kutscher mit der Peitsche — und der Wagen fuhr davon. Als er ihnen aus dem Gesicht entschwunden war, ging Frau Manstein mit Siegfried und Emma traurig und still in das Haus zurück. Wie öde erschien ihr das sonst so trauliche Stübchen! Am liebsten hätte sie ihrem Kummer in Thränen Luft gemacht; aber da waren ja ihre zwei jüngsten Kinder, denen sie von jetzt an auch die Schwester ersetzen mußte!

Siegfried war nachdenklich geworden; was sollte er ohne Paula anfangen? Emma dachte auch an ihre Schwester, obschon sie den Ernst der Trennung nicht verstehen konnte.

„Mutter," fragte sie, „wird Mrs. Roller auch achtgeben, daß Paula nicht in das große Wasser fällt?"

„Ja, mein Kind, das wird sie," war die ernste Antwort; „aber Paula hat noch einen bessern Schutz; weißt du, wen ich meine?"

„Du meinst den lieben Gott," sprach das Kind; „aber der ist ja im Himmel und nicht auf dem Schiff."

„Der liebe Gott ist überall, im Himmel und auf Erden. Er ist mit unsrer Paula, und er ist auch mit uns, wo wir gehen und stehen — nur können wir ihn nicht sehen."

„Ach, Mutter, ich weiß," erwiderte das kleine Mädchen in sehr geheimnisvollem Tone, „der liebe Gott ist gewiß im Wind, den sehe ich auch nicht — und er ist doch da, gelt Mutter?"

„Mein Herzenskind," sagte Frau Manstein, „der Wind ist Luft; aber gerad' so nahe, wie er uns kommt, ist uns auch der liebe Gott. Er ist's in diesem Augenblick, und er wird auch unsrer Paula so nahe sein und sie und ihre lieben Freunde beschützen, besonders wenn wir ihn darum bitten."

„Mutter, liebe Mutter, thut er's ganz gewiß, wenn wir ihn darum bitten?"

„Ja, ganz gewiß, mein Liebling, wir müssen es nur auch ganz fest glauben."

„Dann will ich ihn gleich bitten," rief die Kleine, indem sie vom Schoß ihrer Mutter sprang. Sie kniete nieder, faltete ihre Hände, legte den Kopf in den Schoß ihrer Mutter und sagte bittend: „Nun sag' mir vor, wie ich beten soll."

Die Mutter legte gerührt ihre gefalteten Hände auf den Kopf ihres Töchterleins und die kleine Emma sprach langsam nach, was ihr vorgebetet wurde: „Lieber Gott, ich bitte dich, beschütze Paula und unsre Freunde auf der Reise und bringe unsre Schwester gesund zu uns zurück, um Jesu Christi willen. Amen." Das Kind stand auf, setzte sich wieder auf den Schoß der Mutter und legte sein Köpfchen an ihre Brust.

„Mutter —"

„Ja, mein Herzblatt."

„Mutter, ich will — auch immer recht artig sein — — —"

„Und ich auch!" rief plötzlich Siegfried, der genau wußte, was vorgegangen war, obgleich er anscheinend still zum Fenster hinausgesehen hatte; „ich will fleißig lernen — Paula soll sich wundern, wenn sie wieder kommt. Aber,

Mutter," fragte er stockend, „wer soll mir denn jetzt Stunde geben?"

„Dafür hat der liebe Gott auch schon gesorgt," erwiderte Frau Manstein. „Denke nur, du darfst von Montag an alle Tage in das Rollersche Haus gehen und dort an Minnies Stunden teilnehmen; ist dir das recht?"

Statt aller Antwort legte der Knabe seinen Arm um den Hals der Mutter. Wie fleißig wollte er lernen! Wie stolz sollten Mutter und Schwestern nicht auf ihn sein! Seine Augen leuchteten und Frau Manstein, welche ahnte, was in seinem Herzen vorging, drückte einen Kuß auf die Stirn ihres Lieblings.

An demselben Tage nach dem Essen hatte die kleine Emma noch ein Erlebnis, das sie nicht sobald wieder vergaß. Als der Mittagstisch abgeräumt war, blieb außer dem Tischtuche nur noch die Senfbüchse auf dem Tische zurück. Frau Manstein war in der Küche beschäftigt und Siegfried zeichnete in der Wohnstube. Die kleine Emma ging im Zimmer auf und ab, führte ihre Puppe spazieren und sang dazu kleine, leichte Melodien, die sie oft bei Paula geübt hatte. Durch die offene Thür des Eßzimmers erblickte sie die Senfbüchse auf dem Tisch. Warum nur die Mutter den Kindern nie erlauben wollte, den Senf zu versuchen. Er war doch gewiß recht gut. Jetzt war sie in der Küche und Siegfried arbeitete — das war ein günstiger Augenblick, den Inhalt der Senfbüchse einmal heimlich zu kosten. Die Kleine legte ihre Puppe weg und zog einen Stuhl an den Tisch; dann kletterte sie hinauf, hob behutsam den Deckel ab und rührte mit dem Löffel im Senf herum. „Wie mag er nur schmecken?" dachte das kleine Leckermäulchen — „süß oder sauer?" Sie hielt den gefüllten Löffel an den Mund und wollte nur eben ein wenig probieren — da hörte sie die Küchenthür gehen, und da sie ein böses Gewissen hatte, schluckte sie vor Schreck den ganzen Löffel voll hinunter. Aber o weh, das war ein Unglück! Das brannte

wie Feuer in ihrem Munde und den ganzen Weg hinunter bis in den Magen! Emma erhob ein Zetergeschrei, so daß ihre Mutter und Siegfried im größten Schrecken herbeieilten. Da stand die Kleine, schrie immerfort, strampelte mit den Füßen und war gar nicht zu beruhigen. Frau Manstein merkte sogleich an der offenen Senfbüchse und dem Löffel in der Hand des kleinen Mädchens, daß sie genascht hatte. „O Mutter, o Siegfried, meine Seele verbrennt, meine Seele verbrennt," schrie das kleine Wesen ganz außer sich.

„Nicht deine Seele," sagte die Mutter, ganz unwillkürlich lächelnd, „aber dein Magen! O du kleine Eva, du Naschkätzchen — sieh, so geht's — die Strafe folgt der Unart auf dem Fuße. Nasche du ja nicht wieder," sprach sie ernst, mit dem Finger drohend. „Hier, iß ein Stück Brot, dann wird es besser werden."

Schluchzend würgte die Kleine das Brot hinunter — und nach einiger Zeit hörte das Brennen auf — und Emma fing an sich zu schämen. Sie schmiegte sich an die Mutter, die sie auf den Schoß genommen, und bat: „Ich will nicht wieder naschen, gieb mir einen Kuß."

„Gern verzeihe ich dir, mein Mäuschen, weil du dich jetzt schämst," sagte Frau Manstein; „denn gestraft bist du hinlänglich. Das Naschen ist etwas sehr Garstiges. Kommst du wieder einmal in Versuchung, so denke nur an den Senf, der dich heute so übel zugerichtet hat."

Als Frau Manstein ihr Töchterlein am Abend auskleidete, fiel eine Thräne auf die Wange des Kindes. Die Thräne galt Paula, von der die Mutter eben noch gesprochen hatte. Emma wußte das, ohne daß es ihr gesagt wurde. Ernsthaft blickte sie auf und fragte: „Mutter, hast du nur Paula lieb?"

„Mein Herzenskind, was fällt dir ein?" erwiderte die Mutter, sich schnell fassend, „du weißt ja, wie lieb ich euch alle habe; aber Paula ist unterwegs und krank—da ist sie mancher Gefahr ausgesetzt."

„Aber warum weinst du, Mutter? Wir haben ja den lieben Gott gebeten, daß er bei Paula bleibt — nun fürchte ich mich kein bißchen mehr."

„Dazu hast du auch keine Ursache," sprach die Mutter; „der liebe Gott kann sie besser beschützen, als wir; aber sieh! Paula saß sonst des Abends bei mir, wenn ihr zu Bett waret, und heut' ist dein Mütterchen ganz allein."

Frau Manstein küßte die Kleine, die Thräne, die jetzt in ihrem Auge glänzte, war eine Freudenthräne. O, daß wir doch zeitlebens wie die Kinder blieben, unserm himmlischen Vater vertrauend und mit ihm redend, als sähen wir ihn!

Die kleine Emma vergaß ihr Versprechen nicht. Sie hatte keine Ahnung, wie sehr ihre kindliche Zuversicht das Vertrauen der Mutter stärkte.

Als diese in das Wohnzimmer zurückkam, saß Siegfried am Tische und klebte an einem Bilderbuche für Emma. Frau Manstein bereitete den Thee und machte auf einem Nebentische alles zum Abendessen bereit. Das Wasser summte im Theekessel über der Spiritusflamme — es war sehr behaglich in dem kleinen Zimmer. Und in den Herzen derer, die darin waren, sah es auch ruhig und friedlich aus, obgleich Mutter und Sohn mit Wehmut der abwesenden Paula gedachten.

Nach dem Thee sagte Frau Manstein zu ihrem Sohn: „Siegfried, du kannst von jetzt an an Paulas Stelle treten und mir alle Abend, ehe du zu Bette gehst, ein Kapitel aus der Bibel vorlesen."

Siegfried war sehr glücklich. Ganz stolz holte er um neun Uhr die Bibel herbei und mit großem Ernst und wirklicher Andacht las er der Mutter einen Psalm vor. „Jetzt," dachte er, „wird es gar nicht mehr lange dauern, da bin ich groß." Mit diesem Gedanken ging er hinauf in sein Bodenkämmerchen, während Frau Manstein bei ihrem Töchterchen schlief.

Viertes Kapitel.

Eine Zeit der Sorge kam für Frau Manstein, als ihre Tochter abgereist war. Sie hatte große Opfer gebracht und den Rest des kleinen Vermögens, das ihr Mann hinterlassen hatte, aufgenommen, um die dringendsten Bedürfnisse zu befriedigen. Niemand hatte eine Ahnung von ihren schweren Sorgen und Entbehrungen, und sie war zu stolz, jemand um Hilfe anzusprechen. Sie hatte gespart, soviel es möglich war, und sich selbst das Nötigste entzogen; aber schon vierzehn Tage nach Paulas Abreise war ihr Vorrat an barem Gelde erschöpft. Ach, sie wollte die Armut schon tragen; aber die Kinder. Und wie sollte es in Zukunft gehen? Das Stundengeld allein reichte nicht aus, sie alle zu ernähren.

An einem Abende saßen Mutter und Sohn wie gewöhnlich beisammen, erstere sehr traurig; Sorge und Kummer standen deutlich in ihren Zügen geschrieben, auch hatte Siegfried bemerkt, daß sie in den letzten Tagen fast nichts gegessen hatte. Nach längerem Stillschweigen sah Frau Manstein ihn plötzlich an und sagte, indem sie auf ein kleines Stück Brot zeigte, das zum Abendessen auf den Tisch gestellt war:

„Was würdest du sagen, wenn dies unser letztes Brot wäre und wir morgen hungern müßten?"

„Hungern?" fragte der Knabe, und wollte hinzufügen: „O Mutter, das kann doch dein Ernst nicht sein, du wirst doch noch Geld haben, Brot zu kaufen?"

Aber als er die Thränen in dem tiefernsten Gesicht der Mutter sah, da wußte er, daß es Ernst, bitterer Ernst war!

„O Mutter," rief er, „darum hast du fast nichts gegessen und immer so traurig ausgesehen. Und o, ich habe mich immer so satt gegessen."

„Das war kein Unrecht," sagte die Mutter traurig lächelnd.

„Mutter," rief er dann mit Ungestüm, „warum kann ich nichts verdienen? Sage mir nur, was ich thun soll. Nichts soll mir zu schwer sein."

„Du bist zu jung, mein Sohn, es ist unmöglich."

„Kann ich nicht Zeitungen herumtragen und den Dienst eines Laufburschen versehen?" fragte Siegfried, nachdem er sich eine Weile besonnen hatte.

Ihr Sohn ein Laufbursche! Ihr Siegfried, auf den sie so stolz war! Aber war es nicht immerhin eine kleine Hilfe, wenn er ein solches Geschäft versehen und etwas Geld verdienen konnte?

„Ich will mir's überlegen, Kind," antwortete sie langsam und traurig, „doch es ist schon spät, lies mir den dreiundzwanzigsten Psalm vor und dann geh zu Bett."

Besonders zärtlich sagte der Knabe ihr heute gute Nacht; es war, als wollte er ihr durch seine Liebe einen Teil ihrer Sorge abnehmen. Lange konnte er nicht einschlafen. Gedanken aller Art bewegten seine Seele; er mußte einen Weg finden, seiner Mutter zu helfen — er war ja groß und stark — und zuletzt kam ihm auch wirklich ein Lichtgedanke, wie er glaubte. Er beschloß, ihn am nächsten Morgen auszuführen, und schlief dann, von Müdigkeit übermannt, ein. Frau Manstein saß noch lange mit ihren traurigen Gedanken allein. Sie war heute in verschiedenen Läden gewesen, um zwei Bilder ihres verstorbenen Mannes zu verkaufen; viele andre waren schon um einen Spottpreis denselben Weg gewandert. Aber heute hatte sie entschieden Unglück gehabt, niemand wollte ihr die Bilder abkaufen, und schweren Herzens war sie nach Hause zurückgekehrt. Sie sann und sann heute abend, um einen andern Ausweg aus ihrer Not zu finden, aber vergebens. Und dennoch legte sie sich einigermaßen getröstet zu Bett; denn sie warf, wie sie es schon so oft gethan hatte, zuletzt alle ihre Sorge auf den Herrn und ihre Seele wurde stille in der Zuver-

sicht, daß sich nun auch an ihr die Verheißung erfüllen mußte: denn er sorget für euch.

Die kleine Emma wußte nichts von der Not im Hause. Sie hatte am andern Morgen ihr gewöhnliches Frühstück, trocknes Brot und Milch, die alle Morgen ins Haus gebracht und am Ende des Monats bezahlt wurde. Siegfried wollte nichts essen; aber seine Mutter ließ das nicht zu. Sie teilte den Rest des Brots in zwei Teile; die kleinere Hälfte behielt sie für sich, die größere mußte er verzehren. Das letzte Stück Brot! Dann machte sich Siegfried auf den Weg zu seinen Stunden, die er seit acht Tagen täglich mit Minnie zusammen hatte. Oft brachte er den ganzen Tag im Rollerschen Hause zu, und Frau Manstein, die ihn unter Frl. Heys Aufsicht (Fräulein Hey war die Schwester der Mrs. Roller, die in ihrer Abwesenheit dem Hauswesen vorstand) gut aufgehoben wußte nnd sich der reichlichen, kräftigen Nahrung freute, die er dort immer erhielt, machte sich deshalb keine Sorge, als er auch heute nach den Stunden nicht zurückkehrte. Sie hatte für sich und Emma zu Mittag Reisbrei gekocht, von welchem die Kleine mit größtem Appetit fast die ganze Portion allein verzehrte. Später am Nachmittage wurde Frau Manstein etwas ungeduldig, als Siegfried noch immer nicht zurückkam. Sie wollte noch einmal einen Versuch mit dem Verkauf der Bilder machen und sehen, ob sie nicht in einem Laden Beschäftigung finden könnte. Schon öfter hatte sie Nähereien und Stickereien übernommen und damit einiges Geld verdient. Gern wollte sie Tag und Nacht arbeiten, um sich und ihre Kinder zu erhalten—nur nicht betteln! Aber Siegfried kam nicht zurück, und Frau Manstein konnte Emma weder mitnehmen, noch sie allein lassen. Aber ihre Ungeduld verwandelte sich, als es immer später wurde, in Angst. So lange war Siegfried noch nie ausgeblieben. Wenn ihm in der Dunkelheit auf der Straße ein Unglück zugestoßen wäre. „O," seufzte die arme Mutter, „Armut ist ein schweres Kreuz; aber,

o Gott, wenn ich meinen Sohn verlieren müßte!“ Eine Stunde und noch eine Stunde verging, aber der Erwartete kam nicht. Die kleine Emma hatte wiederholt nach dem Bruder gefragt, aber bald ihre Sorge vergessen, als die Mutter, die so gern Not und Kummer von ihren Kindern fern hielt, möglichst ruhig geantwortet hatte: er werde wohl noch bei Minnie sein, oder Frl. Hey habe gewiß, wie sie öfter that, mit den Kindern einen Spaziergang gemacht. Die Kleine freute sich an den Kartoffeln in der Schale, die ihr die Mutter gekocht hatte, und die sie mit Salz verzehrte. Jedesmal rief sie, wenn sie eine dampfende Kartoffel von der Schale befreit hatte: „Sieh, Mutter, nun habe ich schon wieder eine ausgezogen.“ Wie wenig ahnte die Kleine in ihrer harmlosen Fröhlichkeit die schweren Sorgen der Mutter! Frau Manstein brachte ihr Töchterchen zu Bett; dann, nachdem sie noch eine halbe Stunde in tödlicher Angst gewartet hatte, denn sie getraute sich nicht, das eine Kind zu verlassen, um das andre zu suchen, machte sie sich dennoch auf den Weg, um sich bei Frl. Hey nach Siegfried zu erkundigen. Sie eilte, so schnell sie ihre Füße tragen wollten; aber sie war kaum zwölf Schritte gegangen, als sie ihren Sohn mit freudigen Sprüngen von der andern Seite der Straße auf sich zukommen sah.

„Mutter, Mutter,“ rief er, „ich bringe dir Geld, zwei Goldstücke und sechs Schillinge.“ Und stürmisch warf er sich um ihren Hals und bedeckte ihr Gesicht mit vielen Küssen.

Die Freude darüber, daß ihre Angst unbegründet gewesen war und sie ihren Sohn wieder unversehrt in ihren Armen halten durfte, war nach der durchlebten Sorge zu groß für die arme Mutter. Sie brach in krampfhaftes Weinen aus. Siegfried erschrak; er schmiegte sich zärtlich an sie. „Mutter,“ tröstete er, „ich bringe dir Geld, viel Geld, jetzt können wir Brot und Fleisch kaufen, freust du dich nicht?“

Nur einen Augenblick hatte Frau Manstein ihrer Schwäche nachgegeben. Jetzt richtete sie sich hoch auf, und Siegfried

schrak fast vor dem strengen Blick, mit welchem sie fragte: „Woher hast du das Geld, Kind; hast du gebettelt?“

„Nein, Mutter,“ und Thränen traten in die eben noch vor Freude strahlenden Augen.

„Aber woher hast du das Geld? sprich!“

„Ich habe es verdient,“ schluchzte der Knabe und warf sich an ihre Brust; „o sieh mich nicht so an, Mutter, ich glaubte, du würdest dich freuen. Warum bist du denn so böse?“ Und nun erzählte er, wie er in der Nacht den Entschluß gefaßt hätte, heute nach den Stunden an die Themse zu gehen. Dort hätte er schon oft Knaben in seinem Alter gesehen, die bei der Ankunft der Schiffe den Reisenden Wagen besorgten und ihr Gepäck trugen. „Frl. Hey,“ sagte er, „wollte mich wie gewöhnlich nach den Stunden dabehalten und Minnie bat auch sehr; aber ich sagte ihnen, daß ich heute nicht bleiben könnte; da gab sie mir Brot und Obst und ließ mich gehen, und ich lief, so schnell ich konnte, nach der Themse.“

„Aber, Kind,“ unterbrach ihn die Mutter, der ein Stein vom Herzen gefallen war, seit sie wußte, daß das Geld in ihrer Hand nicht erbettelt war, „warum hast du mir vorher nichts davon gesagt?“

„O Mutter, ich hatte Angst, du würdest es nicht erlauben, und ich wollte doch ganz gewiß so recht vorsichtig und vernünftig sein — und ich wollte dich ja überraschen.“

Ein Kuß auf seine Stirn war das einzige Zeichen, wodurch Frau Manstein ihre Bewegung ausdrücken konnte. Welche Fülle von Dankbarkeit zog durch ihr Herz! Sie hatte ihren Sohn wieder mit dem kindlich treuherzigen Gemüt. O sie war bei aller Armut eine reiche Mutter! Sie hatten beide keine Lust, schon ins Haus zu gehen; um aber in Emmas Nähe zu bleiben, gingen sie vor ihrer Wohnung auf und ab, indem Siegfried seine weiteren Erlebnisse berichtete.

„Zuerst,“ fuhr er fort, „fürchtete ich mich, die Leute anzusprechen; aber da dachte ich an dich, Mutter, und an Emma,

und daß ihr kein Brot hättet, und dann faßte ich mir ein Herz — und, Mutter, es war gerade ein Schiff angekommen und viele, viele Leute stiegen aus. Ich ging auf die zu, die am freundlichsten aussahen, und fragte sie, ob ich ihnen etwas helfen könnte. Ich weiß nicht warum, aber sie sahen mich alle so verwundert an, aber freundlich waren sie auch — und denke nur, Mutter, bald hatte ich sechs Schillinge verdient. Weißt du," und ein lieblicher Ausdruck verklärte des Knaben Gesicht, „ich bat immerfort den lieben Gott, er möge mir doch helfen, recht viel zu verdienen — und dann wurde ich ganz froh und ich glaube, der liebe Gott hat es den Leuten ins Herz gegeben, recht freundlich gegen mich zu sein, gelt Mutter?"

Mit inniger Zärtlichkeit ruhte der Blick der Mutter auf ihrem Kinde, und Siegfried war sich dessen bewußt und hatte sich noch nie in seinem Leben so glücklich gefühlt, als heute.

„Ja, mein Kind, der Vater im Himmel lenkt die Herzen der Menschen, wie die Wasserbäche. Vertraue ihm in allen deinen Anliegen, er wird's wohl mit dir machen."

Nach einer Weile sagte Siegfried: „Aber, Mutter, das Schönste kommt noch, höre nur! Ich war sehr hungrig geworden und aß gerade das Brot, das Frl. Hey mir mitgegeben hatte, da kam plötzlich ein Herr mit einer kleinen Reisetasche auf mich zu. Er fragte mich nach dem Weg nach Easton Hotel, und er sprach so komisch, daß ich gleich merkte, er müsse ein Franzose sein, und ich bejahte seine Frage in französischer Sprache und fragte ihn, ob ich ihn dorthin führen sollte. O Mutter, die Freude in seinem Gesicht hättest du sehen sollen, als er seine Muttersprache hörte!"

„Siehst du nun ein," sprach die Mutter, „wie gut es ist, wenn man die Sprachen andrer Völker lernt? Und mit welcher Unlust hast du oft die französische Grammatik studiert!"

„Ja, Mutter, wenn nur nicht jede Regel so viele Ausnahmen hätte! Der Herr," erzählte Siegfried weiter, „wollte keinen Wagen nehmen, sondern den Weg nach Easton Hotel zu

Fuß machen, um soviel als möglich von London, das er nicht kannte, zu sehen. Denn er mußte heute abend noch weiter nach Schottland reisen. Ich nahm ihm seine Reisetasche ab und der Herr erzählte mir unterwegs gar viel von Paris und auch von Italien und Spanien, das war so schön, Mutter, und ich hätte ihm bis in die Nacht hinein zuhören können. Wir besahen die Paulskirche, die der Fremde besonders schön fand, und noch viele andre Gebäude und Plätze, und es war schon ziemlich spät geworden, als wir in Easton Hotel ankamen."

„Hoffentlich machtest du dann nicht gleich kehrt," unterbrach ihn Frau Manstein, „sondern halfst dem Herrn, sich mit dem Kellner wegen eines Zimmers zu verständigen?"

„Ja, das that ich — und denke nur, Mutter, als ich dann fortgehen wollte, gab mir der Herr ein Goldstück und bedankte sich obendrein noch so freundlich, daß ich gar nicht wußte, was ich sagen sollte. Aber ich sprang hoch in die Luft vor lauter Freude über das Goldstück. Und da fragte mich der Herr, warum mir denn das Geld gar so viel Spaß mache — und da, Mutter, hab' ich ihm alles gesagt, daß wir heute das letzte Brot gegessen hätten, und daß der Vater tot sei und du kein Geld mehr hättest, und wie du dich freuen würdest, wenn ich dir heute das Goldstück brächte — und da griff der Herr noch einmal in die Tasche und gab mir das andre Goldstück — und er fragte, wo wir wohnten, und sagte, wenn er wieder einmal nach London käme, dann wollte er mich besuchen und ich sollte ihm dann noch mehr von London zeigen. O Mutter, es that mir ganz leid, von dem guten Herrn fortzugehen; aber wie bin ich dann gesprungen, um zu dir zu kommen!" Und er schmiegte sich an das treue Mutterherz, das, ohne daß er es wußte, heute in so banger Sorge für ihn geklopft hatte.

Dann gingen sie, nachdem Siegfried in einem benachbarten Bäckerladen, der noch offen war, ein Brot gekauft hatte,

ins Haus. Wie froh verging ihnen dieser Abend, wie verschieden von dem gestrigen!

„Mutter," sagte Siegfried, als er in sein Stübchen hinaufging, „wenn das Geld alle ist, dann läßt du mich wieder mehr verdienen, gelt?"

„Wir wollen sehen," erwiderte Frau Manstein, indem sie ihrem Sohn den „Gutenachtkuß" gab — „vielleicht hilft uns der liebe Gott vorher noch auf andre Weise."

Heute schlief Siegfried bald ein, und gewiß haben die Engel Gottes um sein Lager hergestanden und sich über ihn gefreut!

Fünftes Kapitel.

Am nächsten Sonntag-Morgen saß Siegfried mit seinem Schwesterchen allein im Zimmer. Die Mutter war in die Kirche gegangen und die Kinder blätterten in einer großen Bibel mit Bildern.

Da hörten sie eilige Männertritte auf der Treppe — es klopfte an die Thür und herein trat der Postbote und fragte in englischer Sprache: „Wohnt Frau Manstein hier?“

„Ja,“ antwortete Siegfried, „das ist unsre Mutter.“

„Hier ist ein Brief für sie,“ sagte der Mann, indem er einen Brief auf den Tisch legte und den Kindern freundlich zulächelnd sich entfernte.

Siegfried nahm den Brief in die Hand. „O Emma, der Brief kommt aus Deutschland, Paula hat ihn geschrieben.“

„Paula, unsre liebe Paula!“ rief die Kleine, sprang und hüpfte im Zimmer herum und klatschte mit den Händen. „O ein Brief, ein Brief — ist der Brief für mich, Sissy?“

„Nein,“ sprach Siegfried, „er ist für die Mutter; wie schade, daß sie nicht da ist, nun müssen wir so lange warten, bis wir hören, was drin steht.“

„Mach' ihn doch auf, Sissy,“ rief die Kleine, „du kannst ja lesen.“

„Nein, das darf ich nicht,“ war die Antwort; „die Mutter hat gesagt, man dürfte nie einen fremden Brief aufmachen.“

„Ach, Sissy,“ rief Emma ungeduldig, „der Brief ist ja von Paula und nicht von einem Fremden. Paula ist unsre Schwester. Die Mutter ist gewiß nicht bös.“

„Ja, aber ich glaube, es ist doch unrecht,“ sagte Siegfried; „ich weiß nicht, ob ich es thun darf.“

Er drehte den Brief hin und her. Ach, die Mutter war eben erst weggegangen! Wie lange mußten sie sich noch gedul-

den! Ob er nicht dennoch den Brief aufmachen dürfte? Die Mutter würde ihn ja später ganz gewiß vorlesen. Und der Brief war von Paula, seiner teuern Paula .... Ein Geheimnis stand gewiß nicht darin .... So dachte Siegfried. Das Gewissen mahnte immer schwächer und es brannte ihm in den Fingern, den Brief zu öffnen. Und als noch dazu die kleine Schwester ungeduldig bittend neben ihm stand — da siegte der Ungehorsam und mit zitternden Händen wurde das Couvert aufgeschnitten. Aber kaum war dies geschehen, so regte sich das Gewissen wieder mit Macht. Der Knabe wurde dunkelrot und große Thränen traten in seine Augen. „O Emma," rief er aus, „nun bin ich doch ungehorsam gewesen; was wird die Mutter sagen?"

Aber die Kleine hörte nicht auf ihn: verschiedene kleine Briefe waren aus dem Couvert gefallen. Sie hatte sie erhascht und hielt sie triumphierend in die Höhe, indem sie von einem Ende des Zimmers zum andern hüpfte.

Siegfried ging auf sie zu. „Komm, Emma, gieb mir die Briefe, ich will sie einschließen."

„Nein," rief die Kleine und drückte die Briefe an sich, „ich will die Briefe behalten, du sollst sie nicht einschließen."

„Aber die Briefe werden schmutzig oder gar zerrissen," war die etwas ungeduldige Antwort, „und ich mag sie jetzt gar nicht mehr sehen." Er versuchte, ihr die Briefe wegzunehmen; aber da wurde das kleine Mädchen sehr zornig und schlug und spie nach ihrem Bruder. Emmas Heftigkeit brachte Siegfried sogleich zur Besinnung.

„Pfui, Emma, weißt du nicht, daß du der Mutter versprochen hast, nie wieder zu schlagen und mit den Füßen zu stampfen? Komm, wir sind beide nicht brav gewesen; wie wird die Mutter sich betrüben, wenn sie nach Hause kommt. Und nun gieb mir den Brief, ich will dir auch nicht böse sein, daß du mich geschlagen hast."

Die Kleine schmollte noch ein wenig, aber des Bruders

Sanftmut und besonders, daß er zugab, er sei selbst nicht brav gewesen, hatte sie besänftigt. Zögernd gab sie ihm die Briefe, die er sogleich einschloß.

Aber Siegfrieds fröhliche Stimmung war dahin. Wenn er sich auch Mühe gab, sein Schwesterchen zu unterhalten und ihr Geschichten zu erzählen, so wollte ihm dies doch gar nicht so gut gelingen wie vorher. Nach einer in banger Unruhe verlebten Stunde kam Frau Manstein endlich aus der Kirche zurück. Emma sprang auf sie zu, gerade so fröhlich und ungestüm wie immer; aber ihrem Söhnchen merkte die Mutter gleich an, daß etwas vorgefallen sei. Die Kinder waren streng zur Wahrhaftigkeit angehalten, Lüge und Verheimlichung ihnen stets als etwas Abscheuliches und Sündliches hingestellt worden — so dachte denn auch Siegfried an keine Verstellung. Als er still und traurig auf die Mutter zuging und diese ihn wie bei jeder Begrüßung auf die Stirn küssen wollte, wich er zurück und sagte: „Küsse mich nicht, Mutter."

„Warum denn nicht, Kind? Hast du etwas Unrechtes gethan?"

Dunkle Röte bedeckte Siegfrieds Wangen. Er kämpfte einen Augenblick, dann sagte er: „Mutter, — Mutter — — — Paula hat geschrieben; der Postbote brachte den Brief — und ich habe ihn erbrochen."

Thränen strömten aus seinen Augen; aber mit dem Bekenntnis seiner Schuld hatte er sein Herz erleichtert und die große Last, die ihn vorher so gedrückt und unruhig gemacht hatte, war weg. Jede Strafe, dachte er, willst du tragen, wenn nur die Mutter dich lieb behält und dir vergiebt.

Frau Manstein stieß ihr Kind nicht von sich; sie war im Gegenteil in diesem Augenblick stolz auf ihren Knaben. Hatte er nicht einen Sieg über sich selbst gewonnen, über das natürliche Herz, das so gern verheimlicht und nie gern bekennt, daß es unrecht gethan hat.

So dachte Frau Manstein. Sie war einen Augenblick

still, dann zog sie ihren Sohn an sich und sagte: „Du bist sehr ungehorsam gewesen, mein Kind; denn ich habe dir streng untersagt, irgend welche Briefe, die nicht an dich adressiert sind, zu öffnen; aber du bist von selbst gekommen und hast deine Schuld frei eingestanden, noch ehe ich etwas davon wußte, darum vergebe ich dir. Hast du den Brief schon gelesen?“

„Nein, Mutter; als ich ihn aufgeschnitten hatte, besann ich mich — und dann hatte ich auch gar keine Lust mehr, ihn zu lesen.“

„Nun sieh,“ sagte die Mutter in ihrem freundlich ernsten Tone, „da es die Ungeduld war, die dich zum Ungehorsam verleitete, so will ich dir eine kleine Übung in der Geduld auferlegen. Vor heute abend wirst du nicht erfahren, was in dem Briefe steht — hättest du ihn nicht erbrochen, würde ich ihn dir jetzt gleich vorlesen.“

Das war hart für den armen Siegfried; aber die Ungeduld war sein größter Fehler, und er wußte, die Mutter meinte es nur gut mit ihm, wenn sie ihn davon heilen wollte. Er nahm sich also vor, recht geduldig den Abend zu erwarten, war er doch so dankbar, daß seine Mutter ihm vergeben und ihm nicht ihre Liebe entzogen hatte. Er holte den Brief für sie und setzte sich dann mit einem Buche stillschweigend an das Fenster, während Frau Manstein las und die kleine Emma das Couvert mit den bunten Marken erhascht hatte und damit spielte. Von Zeit zu Zeit blickte Siegfried zu seiner Mutter hinüber, und es schien ihm, als ob der Ausdruck ihres Gesichts immer heller und heller wurde — es mußten wohl gute Nachrichten in dem Briefe stehen! —

Der Sonntag, der doch sonst immer nur zu schnell vorüber war, wollte heute für den armen Siegfried gar kein Ende nehmen; aber er übte sich redlich in der Geduld, und Frau Manstein erleichterte ihrem Lieblinge die Aufgabe, indem sie am Nachmittag mit den Kindern spazieren ging. Am Abend bereitete ihr Töchterchen ihr noch eine kleine Überraschung.

Als die Kleine nämlich ihr Abendgebet gesagt hatte, fügte sie noch aus freien Stücken hinzu: „Lieber Gott, sei mir auch nicht bös, daß ich den Siegfried heute gespuckt und geschlagen habe. Amen.“ Frau Manstein deckte ihr Töchterchen warm zu; aber die Bitte des kleinen Mädchens hatte sie doch höchlichst verwundert, und ihre erste Frage an Siegfried, als sie ins Wohnzimmer trat, war: „War Emma heute wieder zornig; hat sie dich geschlagen?“

Siegfried wurde rot. „Ja, Mutter, es war wegen des Briefes — aber es war nicht so schlimm, und wir sind dann auch immer ganz gut zusammen gewesen.“

Der Knabe las in einem Buche, aber seine Gedanken waren bei dem Briefe. Sein Herz klopfte, aber er wagte es nicht, seine Mutter an ihr Versprechen zu erinnern, weil er sie dann zugleich an seinen Ungehorsam erinnern mußte. Frau Manstein sprach kein Wort, während sie den Thee bereitete. Endlich rief sie den ungeduldig Harrenden zum Abendbrot. „Nun, Siegfried,“ sagte sie, „jetzt ist deine Prüfungszeit zu Ende; gelt, der Sonntag ist dir recht lang geworden? Armes Kind!“

„O so lang — so lang, Mutter — er wollte gar kein Ende nehmen,“ war die traurige Antwort.

„Mir schien es auch so,“ erwiderte Frau Manstein; „es ist mir sehr schwer geworden, die fröhlichen Nachrichten, die Paulas Brief enthält, so lange für mich zu behalten.“

„O Mutter, was ist's, was ist's,“ rief der Knabe ungestüm; „ist Paula wieder gesund geworden?“

„Das soll Paula dir selbst erzählen,“ sagte die Mutter, nahm den Brief und las:

Schwalbach, den 30. Juni 1872.

Mein liebes Mütterchen!

Vier Wochen sind vergangen, seit ich in Schwalbach bin. Durch Mrs. Rollers Telegramm an ihre Schwester wirst du erfahren haben, daß unsre Reise glücklich von statten ging und

wir wenig seekrank waren. Ich hätte gern schon früher geschrieben, aber ich wollte dir nicht ungehorsam sein. Du meintest, in kürzerer Zeit könnte ich gar nicht darüber urteilen, wie mir der Aufenthalt hier bekomme — und so habe ich denn das Porto bis hierher gespart, um dir heute einen langen, langen Brief zu schreiben.

Das Wetter war bis jetzt so schön, wie wir es uns nur wünschen konnten. Wir bewohnen hier ein allerliebstes Haus mit einem freundlichen Gärtchen davor. Von unserm Fenster aus können wir fast alle Badegäste beobachten, die Brunnen trinken oder baden wollen. Der Arzt ist ein sehr freundlicher Mann und wir setzen großes Vertrauen auf ihn. Miß Mary und ich fingen gleich an Brunnen zu trinken und zu baden und machen alle Tage Gehversuche, auf Mrs. Roller und die Dienerin gestützt. Etwas besser geht es schon, besonders mit Mary, aber ich habe noch arge Schmerzen, wenn ich versuche, fester aufzutreten. Du glaubst nicht, wie gut Mrs. Roller ist und wie mütterlich sie für mich sorgt. Sie bezahlt alles für mich — von dem Taschengelde, das du mir mitgabst, habe ich noch keinen Heller ausgegeben. Mary habe ich so lieb wie eine Schwester, wir malen und singen sehr viel zusammen. So glücklich ich hier aber bin, habe ich doch sehr oft Heimweh nach dir, Sissy, Emma und dem guten Doktor Hiller. Wie mag es euch nur gehen? Mrs. Roller und Mary lachen oft, wenn ich sie fortwährend von euch unterhalte.

Aber nun mußt du dich gefaßt machen, eine große Glücksbotschaft zu vernehmen, liebe Mutter. Es wird am besten sein, wenn ich dir alles nacheinander erzähle. So höre nur.

Als Mary und ich neulich das schöne Lied: „Dies ist der Tag des Herrn" zweistimmig sangen, klopfte es plötzlich an die Thür und ein alter Herr mit weißem Haar trat ein. Wir hatten ihn schon öfter vorübergehen sehen — er war immer so freundlich mit den Kindern, die er auf seinem Spaziergange traf — da sahen wir ihn plötzlich in unsrer Mitte. „Verzeihen

Sie," sagte er, „einem alten Manne die Unbescheidenheit, störend in Ihren Kreis einzudringen. Die Melodie, die hier eben gesungen wurde, hat mich tief bewegt. Meine Mutter sang sie oft mit meinem verstorbenen Bruder — es ist lange, lange her — und ich habe die Worte dazu vergessen. Sie würden einem alten Manne große Wohlthat erweisen, wenn Sie ihm dieselben mitteilen wollten."

Mrs. Roller bot ihm einen Stuhl an und sagte, wir freuten uns, seine Bekanntschaft zu machen; denn wir hätten ihn schon oft an unserm Hause vorüberwandern sehen und seinen freundlichen Verkehr mit den Kindern beobachtet; dann holte sie ihm das gewünschte Notenblatt.

Er las die Worte wieder und wieder mit seltsamer Bewegung und ich sah eine Thräne die gefurchte Wange herabrollen. Er mußte an seine Mutter denken; denn als er die Noten aus seiner Hand legte, sagte er: „Alles, was ich in dieser Welt liebte, ist gestorben oder verschollen, und jetzt ist mein Weg einsam — ich bin ganz allein! Aber der Verlust, den ich am meisten empfunden, ist der Tod meiner Mutter. Nichts in der Welt kann einem seine Mutter ersetzen!" Seine sonst kräftige Stimme bebte bei den letzten Worten; er schwieg einen Augenblick, dann wendete er sich an Mary und mich. „Seien Sie glücklich, liebe jungen Damen, daß Sie noch eine Mutter haben, denn wenn ich nicht irre, sind Sie Schwestern, und diese Dame hier ist Ihre Mutter." Mrs. Roller erklärte ihm, daß nur Mary ihre Tochter sei, und nannte ihm meinen Namen. Aber kaum war das Wort „Manstein" über ihre Lippen gekommen, als der alte Herr mich mit ganz verändertem Ausdruck ansah. „Manstein," sagte er, „Manstein, ist das Ihr Name? Mein Gott, wäre es möglich? Doch nein, es ist gewiß ein Irrtum — Arthurs Kind? — Nein — aber Gottes Wege sind oft wunderbar."

Wir begriffen natürlich nichts von diesen abgebrochenen Sätzen — nur der Name Arthur hatte mich frappiert.

„Arthur," wagte ich ihn zu unterbrechen, „war der Name meines Vaters. Er lebte als Maler in London und ist vor fünfviertel Jahren dort gestorben."

„Können Sie mir sagen, wie er aussah?" fragte der alte Herr in großer Erregung.

Ich zeigte ihm das Bild unsres Vaters in meinem Medaillon. Er sah es lange, lange an — wenigstens vergingen mir die Minuten sehr langsam — und über sein Gesicht zog der Ausdruck der verschiedensten Empfindungen. Endlich sprang er auf, sah mir tief in die Augen und sagte im Tone des höchsten Entzückens: „Gefunden," schloß mich in seine Arme und küßte mich auf die Stirn, ganz wie unser Vater es zu thun pflegte. „Ja, Kind, es kann nicht anders sein," sprach er mit bewegter Stimme, „wenn das dein Vater ist, so bin ich dein Onkel, Fritz Manstein."

Mrs. Roller wollte sich zurückziehen; aber wir baten sie zu bleiben, und nun erzählte uns der Onkel in kurzen Worten seine Geschichte.

„Du weißt gewiß," begann er, „daß ich, fünfzehn Jahre älter als dein Vater, das väterliche Haus verließ, als mein Bruder noch sehr jung war. Zuerst ging ich nach Italien, um mich dort in der Kunst der Malerei fortzubilden, durchreiste dann vieler Herren Länder und ging zuletzt nach Amerika, wo ich mit meinen Bildern gute Geschäfte machte und mir im Verlauf der Jahre ein bedeutendes Vermögen erwarb. Sobald ich merkte, daß hier für mich als Maler ein guter Boden war, schrieb ich an deinen Vater, um ihn zu veranlassen, nach Amerika zu kommen. Aber ich erhielt weder auf diesen, noch auf alle meine folgenden Briefe Antwort. Deine Eltern müssen während der Zeit nach London übergesiedelt sein, und da auch ich meinen Aufenthaltsort oft wechselte, sind ihre Briefe verloren gegangen. Ich habe nach der Zeit keinen bekommen. Zuletzt ließ ich mich in Philadelphia nieder, wo mich im vorigen Jahre eine solche Sehnsucht nach Deutschland und den

Meinigen ergriff, daß ich alles verkaufte und einsam und allein, wie ich hingekommen, die neue Welt verließ. Den Herbst und Winter verbrachte ich in Belgien und Holland, weil mir dein Vater von dort zuletzt geschrieben hatte, und ich Erkundigungen nach ihm einziehen wollte. Aber ich konnte nur erfahren, daß deine Eltern nach London gezogen und daß dein Vater dort gestorben sei. Niemand konnte mir Aufschluß geben, in welchem Teil der großen Weltstadt ihr zu finden wäret; aber die Sorge hatte mich krank gemacht, so daß ich auf Anraten des Arztes nach Schwalbach ging, um nach überstandener Kur meine Nachforschungen in London fortzusetzen. Der Tag meiner Abreise war schon festgesetzt, da brach ich durch einen Sturz vom Pferde meinen Arm und wurde gegen meinen Willen hier festgehalten. O Kind, hätte ich gewußt, daß ich dir schon seit Wochen so nahe bin!"

So erzählte Onkel Fritz; er hat große blaue Augen, wie der Papa, aber sonst sieht er ihm nicht ähnlich.

Als er geendet, mußte ich mit dem Erzählen beginnen; er kann gar nicht genug von unserm seligen Vater und von euch allen hören. Und er ist so begierig, unsern Sissy kennen zu lernen, besonders seit ich ihm sagte, daß er Ähnlichkeit mit unserm seligen Vater habe. Fürs erste werden wir nun noch hier bleiben, aber wir werden dir öfter schreiben; denn Onkel Fritz versorgt mich so reichlich mit Taschengeld, daß ich das Porto jetzt nicht mehr zu sparen brauche — und o liebe, teure Mutter, er will dir auch einen Wechsel schicken. Er war sehr traurig, als er von unsern bescheidenen Verhältnissen hörte; er sagte, daß es jetzt mit aller Not ein Ende haben sollte. Er wäre der reiche Onkel aus Amerika, und da er ein nichtsnutziger alter Junggeselle sei und keine eigne Familie habe, wolle er schon Sorge tragen, daß es besser mit uns werde. Wir haben schöne Pläne für die Zukunft gemacht.

Gute Nacht, liebe Mutter, ich werde wohl in meinem ganzen Leben keinen so langen Brief wieder schreiben als den

heutigen; aber nun muß ich zum Schlusse eilen, denn es ist schon sehr spät geworden. Grüße Doktor Hiller und küsse Sissy und Emma in meinem Namen. Gute Nacht, mein Mütterchen, Gott behüte dich und

Deine Paula.

Siegfried hatte mit atemloser Spannung zugehört und die Mutter nicht einmal unterbrochen. Als sie geendet, brach er in lauten Jubel aus. Zuerst schien er das unerwartete Glück gar nicht fassen zu können, und er fragte einmal über das andere: „Aber ist's denn wirklich wahr, Mutter? Das ist ja gerade wie in einem Märchen." Und dann wieder: „Wenn's nun am Ende doch nicht der Onkel Fritz wäre!" Als er aber daran doch nicht mehr zweifeln konnte, folgte eine Flut von Fragen über die Person des Onkels, über des Vaters Vergangenheit, über die alte Heimat der Eltern, und die Mutter beantwortete sie alle mit großer Bereitwilligkeit und Geduld, ja, es war ihr heute ein Bedürfnis, von der alten Zeit zu reden. Und als sie mit der Vergangenheit fertig waren, kam die Zukunft an die Reihe und die herrlichsten Luftschlösser wurden gebaut. Frau Manstein, die sonst so still und ruhig war, wurde heute abend ganz gesprächig und lebhaft. Ihre Augen leuchteten im milden Glanze des Glücks, das ihr so unverhofft zu teil geworden war, und ihre sonst so blassen Wangen waren vom zartesten Rot übergossen, so daß Siegfried, dem diese Veränderung trotz seiner Aufregung nicht entging, bewundernd sagte: „O Mutter, du siehst heute so schön aus!"

Frau Manstein lächelte. „Ja, ja, der Onkel Fritz ist ein Zauberer. Sein Brief hat mich wie mit einem Zauberstabe berührt und all mein Leid in Freude verwandelt. Aber," fuhr sie ernsthaft fort, „er ist doch nur ein Werkzeug in der Hand unsres himmlischen Vaters. Siegfried, heute mußt du mir den 103. Psalm vorlesen. ‚Lobe den Herrn, meine Seele,' das ist heute so recht der Grundton meines Herzens."

Als Siegfried hinaufging, fragte er noch: „Mutter, für wen waren denn die andern Briefe in dem Couvert?“

„Einer ist für Emma zu ihrem Geburtstag, der andre enthält einen Wechsel, für den kann ich mir von einem Londoner Kaufmann, den der Onkel mir genannt hat, gleich morgen 100 Pfund Sterling auszahlen lassen.“

„O so viel Geld,“ jubelte Siegfried und umarmte seine Mutter noch einmal; „nun sind wir reich, gelt Mutter?“

„Reich — ja, mein Kind, insofern uns unsre Sorgen abgenommen sind,“ erwiderte die Mutter. „Nun brauchst du nicht mehr an die Themse zu gehen,“ sagte sie und sah ihren Liebling mit einem ihrer zärtlichen, liebevollen Blicke an, die sein größtes Glück ausmachten.

Der Knabe wurde rot, gab ihr noch einen herzlichen Kuß und ging strahlend vor Glück die Bodentreppe hinauf.

Sechstes Kapitel.

Es war früh am Morgen. Die Sonne schimmerte durch die weißen Vorhänge in das Schlafzimmer der Frau Manstein. Die kleine Emma lag schon wach in ihrem Bettchen und beobachtete die Sonnenstrahlen, wie sie so leise und geräuschlos an den Vorhängen und an der Wand hinglitten. Wie kam es, daß die Kleine schon so früh wach war? Es war heute ihr Geburtstag—der sechste Juli, auf den sie sich schon lange, lange gefreut hatte, ja dem zu Ehren sie den ganzen Monat „ihren" Juli nannte. Was würde sie wohl alles bekommen? Ach, die kleine Emma war ein anspruchsvolles Dämchen. Sie hatte sich einen Kochherd gewünscht, wie sie ihn bei ihrer Freundin Minnie gesehen; aber sie wußte, daß sie keinen bekommen würde, denn die Mutter hatte gesagt: „Der kostet viel zu viel Geld." Aber eins, eins wußte sie ganz gewiß. Die Mutter hatte einen Kuchen für sie gebacken und um ihn herum würden heute sechs Lichter brennen. So träumte die Kleine und war glücklich in Erwartung der Dinge, die da kommen sollten. Da regte sich die Mutter in ihrem Bett und that einen tiefen Seufzer. Ganz leise setzte sich Emma auf und schaute hinüber. Ja, die Mutter wachte! Wie der Blitz war die Kleine aufgesprungen und stand mit bloßen Füßchen am Bett ihrer Mutter.

„Da ist ja mein liebes Geburtstagskind schon wach," sagte Frau Manstein, indem sie das Kind in ihre Arme schloß. „Nun, dein Mütterchen muß wohl die erste sein, dir zu gratulieren. Gott segne dich, meine liebe kleine Emma, und mache dich zu seinem Kinde. Weißt du denn auch, wie alt du heute wirst?"

„Sechs Jahr," war die frohlockende Antwort.

„Nun, da bist du freilich schon eine große Tochter, die alle ihre Unarten abgelegt haben muß. Naschen, Schlagen, Stampfen mit den Füßen, das sind Dinge, die einer sechsjährigen Tochter recht schlecht stehen, meinst du nicht auch?"

Die Kleine steckte errötend, aber doch dabei schelmisch, lächelnd ihr Köpfchen in die Decke der Mutter.

„Aber," fuhr die Mutter fort, „die fünfjährige Emma haben wir über Nacht begraben und alle ihre Unarten dazu — aber, o Mäuschen, Mäuschen, du hast ja bloße Füße. Gieb mir noch schnell einen Kuß und dann geh schnell zurück in dein Bettchen. Ich will jetzt aufstehen und versuchen, dir mit Siegfried einen kleinen Geburtstagstisch herzurichten." Die Kleine hüpfte zu ihrem Bettchen zurück und schüttelte die braunen Locken vor Vergnügen. Frau Manstein zog sich an und ließ, nachdem sie damit fertig war, ihr Töchterchen mit ihrer Freude und frohen Erwartungen allein.

Daß die kleine Emma während der nächsten halben Stunde noch einmal aus ihrem Bettchen schlüpfte und im Nachtkleide und bloßen Füßen einigemal neugierig durch das Schlüsselloch blickte, wollen wir der guten Frau Manstein nicht verraten. Wer von uns hätte nicht auch schon in seinem Leben dergleichen interessante Promenaden unternommen? Endlich, als die kleine Neugierige längst wieder in ihrem Bette lag, kam die Mutter, um ihr Geburtstagskind zu holen. Wie rasch ging das Ankleiden heute, fast zu rasch, denn die Strümpfe wurden bei der großen Eile verkehrt angezogen und Emma mußte sie zu ihrem größten Verdruß wieder ausziehen und umkehren, aber sie war zu ihrem eignen Erstaunen in einer Viertelstunde mit dem Anziehen fertig geworden, während sie sonst oft eine ganze Stunde dazu brauchte. Aber sie war heute sechs Jahre alt geworden — da mußten ja alle Dinge von selbst anders werden!

Und nun — nun ging die Thür auf, und Siegfried küßte sein Schwesterchen. Emma nahm den Kuß ihres Bruders

fröhlich hin, ja, sie zahlte ihm denselben mit Zinsen zurück, d. h. sie gab ihm zwei dafür wieder — und dann hüpfte sie zu ihrem Geburtstagstisch, der wie gewöhnlich am Fenster stand. Das liebe Kind freute sich so, daß es am ganzen Körper vor Vergnügen zitterte. Der Tisch war mit schönen Blumen bedeckt — in der Mitte stand der Kuchen mit sechs brennenden Lichtern und ringsherum lagen allerlei schöne und nützliche Sachen von der Mutter: ein blaues Kleid, ein Paar Stiefelchen, drei prächtige bunte Bänder, um die wilden, noch ganz unerzogenen Locken in Ordnung zu halten, und eine weiße, gestickte Schürze. Gleich vorn erblickte Emma das schöne Bilderbuch von Siegfried, an dem er so manchen Abend gearbeitet hatte, und dahinter unter Blumen versteckt, ei, da guckt ein Brief hervor, ein Brief ganz allein für die kleine Emma, denn auf der Adresse stand, das hatte die Mutter ihr vorgelesen: An Fräulein Emma Manstein.

Ja, sie war heute sechs Jahr alt geworden, da konnte sie auch schon Briefe bekommen, das kleine Fräulein Manstein!

In dem Brief aber stand:

Schwalbach, den 1. Juli 1872.

Liebe Emma!

Paula hat mir gesagt, daß dein Geburtstag ist. Da ich dir nun gern etwas schenken möchte, von hier aber nicht gut etwas schicken kann, so lege ich eine Banknote bei; dafür kannst du dir kaufen, was du willst. Wir wollen hier deine Gesundheit trinken und die Gläser so laut klingen lassen, daß du es vielleicht in London hören wirst. Grüße die Mama und Siegfried.

Dein Onkel Fritz.

„Hier ist das Geld," sagte Frau Manstein, nachdem sie fertig gelesen, und hielt dem Kinde die Banknote hin.

„O Mama, das ist ja Papier, das ist kein Geld; da kann ich mir ja nichts dafür kaufen."

„Da soll i ch wohl das Geld behalten, Närrchen?"

„Ja, Mama; ich mag es gar nicht haben."

„Emmachen, soll ich dir jetzt einmal zeigen, wie viel dies häßliche, graue Papier wert ist?"

Frau Manstein ging an den Schreibtisch und legte viele Reihen silberner Schillinge vor die erstaunte Emma hin. „Siehst du, all dies Geld gebe ich dir für das Papier vom Onkel Fritz, denn es ist ebensoviel wert; was willst du jetzt mit dem Gelde machen?"

Das änderte natürlich die Ansicht des kleinen Mädchens, wenn sie auch den Zusammenhang nicht so recht begreifen konnte. Siegfried hatte schon die Sparbüchse des Schwesterchens geholt und nun gewährte es ihr ein großes Vergnügen, einen Schilling nach dem andern in die metallene Büchse zu werfen. Das klang und klimperte und klapperte, und das kleine Mädchen hüpfte und jubelte dazu und hatte bald von der Anstrengung einen ganz roten Kopf bekommen.

„Nun, Emma, blas die Lichter aus," mahnte die Mutter, als das letzte Geldstück in dem Dunkel der Büchse verschwunden war. Sie trug den Kuchen hinaus und dort blies die Kleine selbst ihre sechs Lebenslichtlein aus, damit der häßliche Geruch sich nicht im Wohnzimmer verbreitete. Dann wurde gefrühstückt und Emma so gesetzt, daß sie ihren Geburtstagstisch immer im Auge haben konnte. Sie waren so glücklich, alle miteinander; dazu schien die Sonne so freundlich durch die Scheiben und das Vöglein im Käfig sang fröhlich sein Morgenlied.

„Mutter, ob mir Doktor Hiller wohl auch etwas schenken wird? Ich bin ja sein Patchen und er hat mir sonst immer so schöne Sachen zu meinem Geburtstage geschenkt."

„O du kleine Nimmersatte," erwiderte die Mutter, „hast du denn nicht genug bekommen? Wer wollte denn so unbescheiden sein?"

Da wurde an die Thür geklopft!

Die alte Köchin Doktor Hillers trat ein, grüßte und überreichte Emma ein ziemlich großes Paket, indem sie sagte: „Doktor Hiller läßt sein Patchen grüßen und schickt ihr ein kleines Geburtstagsgeschenk.“

Die Kleine nahm das Paket errötend in Empfang, dann hüpfte sie jubelnd im Zimmer umher, indem sie ihr kostbares Eigentum bald hoch über dem Kopf, bald unter dem Arm hielt und sich zuletzt setzte, es auf ihren Schoß legte und es liebkoste, als ob es ein lebendes Wesen wäre.

Die alte Köchin hatte einige Augenblicke ihre Freude an dem Vergnügen des kleinen Mädchens; aber sie hatte noch viele Aufträge auszurichten, und als Emma sich bedankt und ihren Geburtstagstisch gezeigt hatte, ging Dorothea, wie die gute Alte in der ganzen Freundschaft des Doktors genannt wurde, wieder fort.

Nun erst dachte unser kleines Geburtstagskind daran, ihr Paket zu öffnen. Aber das sah dem schelmischen Doktor ähnlich! Emma entfernte eine Hülle Papier nach der andern, immer wieder war ein neuer Bogen darunter, manchmal sogar durch einen kreuzweise geschnürten Bindfaden zusammengehalten, und den durfte Emma nicht etwa durchschneiden! O nein! guter Bindfaden ließ sich immer wieder verwenden, und die Kleine mußte geduldig warten, bis die Mutter alle Knoten gelöst hatte. Das große Paket war endlich zu einem ganz kleinen Päckchen geworden und noch immer wollte nichts zum Vorschein kommen, als Papier und immer wieder Papier! Das war dem Kinde außer dem Spaß! Am Ende war gar nichts darin — der böse Doktor hatte sie nur anführen wollen — und sie hatte sich doch so gefreut! Schon wollte sie das Päckchen wegwerfen — da nahm Siegfried es in die Hand und sagte: „Nur weiter, Emma, es ist was Hartes drin, ich fühle es,“ — und sieh! als sie noch zwei oder drei Bogen mehr entfernt hatten, zeigte sich ein kleines ledernes Etui.

Frau Manstein öffnete es. Ei, das war ein reicher Lohn für die ausgestandene Geduldsprobe: auf blauem Sammet lag an einem goldenen Kettchen ein reizendes Medaillon, dessen obere Seite mit einem Kranz von Rosen und Vergißmeinnicht geschmückt war.

Welcher Jubel entrang sich der kleinen Brust, als Emma diese Herrlichkeiten erblickte, besonders als Frau Manstein ihr im Innern des Medaillons das Bild ihres seligen Vaters zeigte, das der gute Doktor hatte hinein machen lassen.

Natürlich that sie es gleich um, und als Siegfried um neun Uhr zur Stunde gegangen war, wurden auch das neue Kleid und die Schürze anprobiert und dann ging Frau Manstein mit ihrem Töchterchen zu Doktor Hiller, um für sein schönes Geburtstagsgeschenk zu danken. Sie trafen ihn noch zu Hause, aber der freundliche kleine Herr wollte von Dank nichts wissen, antwortete wie gewöhnlich mit seinem ha, ha, ha und nannte Emma immer wieder seine kleine Wetterhexe. Heute nahm sie es ihm aber selbstverständlich nicht übel. —

Siebentes Kapitel.

Siegfried kam ſchon um elf Uhr nach Hauſe, denn es ſollte heute früher gegeſſen und dann zur Feier des Tages im Hyde Park ſpazieren gegangen werden. Der Nebel, der am Morgen ſo ſchwer und drückend auf der Stadt gelegen, hatte ſich am Mittag verzogen und es war herrliches Wetter geworden. Die Kinder waren ſehr vergnügt. Es gab ſoviel zu ſehen und zu bewundern! Hier ſpielte eine Schar luſtiger Kinder, dort trug eine alte Negerin ein Baby auf dem Arm, und wunderlich ſah's aus, wenn das Kind ohne Furcht ſeine weißen Ärmchen um den Hals ſeiner ſchwarzen Wärterin ſchlang! Die Negerin erwiderte die Liebkoſungen, drückte das Kind zärtlich an ſich und zeigte, wenn ſie lachte, hinter den roten aufgeworfenen Lippen ihre ſchönen, blendend weißen Zähne. Auf einer Bank ſaß ein Chineſe, das dunkle Haar ſtramm über den Kopf gekämmt und hinten in einen langen Zopf zuſammen geflochten. Er trug eine blaue Jacke mit weiten Ärmeln, welche bis auf die Füße hinabreichten und die Beinkleider verdeckten. Einmal begegneten unſern Freunden zwei italieniſche Mädchen in ihrer Landestracht. Um den Hals und im Haar trugen ſie Ketten von dünnen roten Perlen. Sie ſahen ſo bunt aus in ihrem kurzen roten Rocke, weißer Bluſe und blauem Mieder! Dann kam ein kleiner Savoyarde, der ſeine Hand ausſtreckte, ſeine großen ſchwarzen Augen zu Frau Manſtein erhob und bittend ſagte: "Un sou, Madame, un petit sou." Sie gab ihm eine kleine Münze, und die Kinder durften das Murmeltier beſehen, das er in einem Käſtchen mit ſich herumtrug. Dann entfernte er ſich dankend und verſuchte ſein Glück bei andern Spaziergängern. O, Hyde Park war eine Quelle immer neuen Vergnügens für die Kinder! Aber

nichts gewährte ihnen größere Freude, als die Enten und Schwäne auf den großen Teichen zu füttern. Sie hatten auch heute Brot mitgenommen — und wie ergötzten sie sich, wenn die Tiere sich stritten und jedes den besten Bissen erwischen wollte!

Um vier Uhr traf die kleine Gesellschaft wieder in ihrer Wohnung ein; jetzt sollte zum Kaffee der Geburtstagskuchen angeschnitten werden. Aber die Überraschungen schienen heute für die kleine Emma gar kein Ende nehmen zu wollen! Sie waren kaum angekommen, als Minnie Roller mit ihrer Wärterin kam und ihrer kleinen Freundin einen — nein, das war wirklich zu viel Glück! — ganz neuen Kochherd brachte. Minnie hatte heute früh von Siegfried gehört, daß Emmas Geburtstag sei — und nicht eher geruht, bis sie Erlaubnis erhielt, die kleine Kochmaschine für Emma zu kaufen. Sie brachte sie jetzt mit strahlenden Augen, denn sie wußte, daß sie damit den Herzenswunsch ihrer kleinen Freundin erfüllte. Jetzt war das Glück unsres kleinen Geburtstagskindes vollständig. Noch nie war sie so reich beschenkt worden! Dazu durfte Minnie bei ihr bleiben, die Wärterin wollte in zwei Stunden wieder kommen und sie abholen.

„Aber nun müßt ihr auch probieren, wie es sich auf dem neuen Herde kochen läßt," sagte Frau Manstein, die sich innig über das Glück ihrer Kinder freute.

„O dürfen wir?" rief die Kleine, in die Hände klatschend.

„Ja, gewiß; die Herrschaften brauchen nur zu befehlen, was es zum Dinner geben soll," sagte Frau Manstein lächelnd.

„Zuerst Suppe, gelt Mutter, die können wir kochen?" sagte Emma freudestrahlend.

„Ja, ich habe Bouillon vom Mittagsessen aufgehoben, und dann zeige ich euch, wie man kleine Klöße hineinmacht. Nun weiter!"

„Nun kommt Rindfleisch mit einer pikanten Sauce," rief Minnie, die schon mehr Erfahrung in Küchenweisheit hatte.

„Das kann ich euch leider nicht geben," erwiderte Frau Manstein, „aber ich habe Fleisch zum Braten, damit seid ihr doch auch zufrieden?"

Siegfried hatte während dieses Gesprächs den Kochherd genau untersucht. „Sieh, Emma," sagte er, „hier hast du ja auch eine Waffelzange. Waffeln müßt ihr backen, daran habt ihr noch gar nicht gedacht."

„Ja, ja," jubelten die kleinen Mädchen, faßten sich um die Taille und tanzten vor Freude im Zimmer umher.

Und nun wurden die Vorbereitungen getroffen, der Herd, die Vorräte und ein sehr schönes Geschirr, das noch aus Paulas Kinderzeit stammte, in das Eßzimmer gebracht. Frau Manstein that Spiritus in ein dazu bestimmtes Pfännchen im untern Teil des Herds — und nun ging das Kochen los. Während Minnie und Emma unter Anleitung der Mutter kochten, jede mit einer großen Schürze vor, um die Anzüge zu schonen, wußte Siegfried mit einer Serviette unter dem Arm so geschickt den Kellner zu spielen, daß die kleinen Mädchen sich schüttelten vor Lachen.

Als Suppe, Klößchen und Braten fertig waren, sollten noch Waffeln gebacken werden. Dazu fehlte es an Eiern, und Frau Manstein ging hinunter, um Fräulein Miller, die Blumenverkäuferin, zu bitten, ihr vom nahen Krämer welche zu besorgen.

Fräulein Miller war nur den Tag über im Laden, den sie zum Blumenverkauf gemietet hatte, und ging allabendlich in ihre nicht ferne Wohnung zurück. Sie hatte Frau Manstein schon manchen Gefallen gethan und war auch heute gleich bereit, ihre Bitte zu erfüllen, nur bat sie dieselbe, während ihrer Abwesenheit auf den Laden zu achten. Letztere hatte die Spiritusflamme ausgeblasen, ehe sie die Kinder verlassen hatte — fünf Minuten konnte sie dieselben schon allein lassen, besonders da Siegfried dabei war. So erwartete sie ruhig die Rückkehr des Fräulein Miller und bewunderte die herrlichen

Sträuße, welche die geschickte Hand der Blumenverkäuferin für die vornehme Welt Londons gebunden hatte. Da ertönte plötzlich der Schrei eines Kindes, dann noch einer und noch einer!! Von unwiderstehlicher Angst getrieben, eilte Frau Manstein die Treppe hinauf in das Eßzimmer. Aber welcher Anblick für die arme Mutter! Emmas Kleid stand in hellen Flammen. In dem Augenblick, als sie eintrat, schüttete Siegfried einen Krug voll Wasser über sein brennendes Schwesterchen. Frau Manstein, schnell besonnen, riß die Thür des Wohnzimmers auf, zog einen kleinen Teppich unter dem Tische fort, hüllte ihr schreiendes Kind hinein und preßte es heftig gegen sich. Sie war eben noch zur rechten Zeit gekommen. Die Flamme wurde bald erstickt, aber als die arme Frau Manstein den Teppich wegthat und ihr vor Schmerzen wimmerndes Kind ansah, wurde es ihr weh und wund um das Herz. Das schöne blaue Kleid hing in Fetzen herunter, selbst die Unterkleider waren teilweise verbrannt und die halb versengten Locken, sonst der Mutter Stolz, umgaben das arme, von Schmerz entstellte Gesichtchen. Auf dem linken Arm aber war eine große Brandwunde. Fräulein Miller, die eben mit den Eiern heraufkam und mit großer Teilnahme die Szene vor sich betrachtete, gab Frau Manstein den Rat, rohe geschabte Kartoffeln auf die Blasen zu legen, die sich außer auf dem Arm noch an verschiedenen Teilen des Körpers bildeten. Frau Manstein that dies — und das Mittel schien wirklich die Schmerzen einigermaßen zu lindern. Fräulein Miller ging darauf wieder in ihren Laden hinunter und die kleine Minnie, die jetzt doch nur im Wege war, nahm zärtlichen Abschied von ihrer kleinen Freundin, die wimmernd und zitternd auf ihrer Mutter Schoß lag. Siegfried sollte sie nach Hause begleiten und Doktor Hiller auf dem Wege aufsuchen und ihn bitten, nach seinem Patchen zu sehen.

„Mutter," sagte Emma, als sie mit ihrer Mutter allein war, „muß ich sterben? Der Arm thut so schrecklich, schrecklich weh."

„Nein, mein Herzenskind," erwiderte die Mutter; „sei nur recht geduldig, dann wird der liebe Gott schon helfen."

Frau Manstein hielt es für das beste, ihr Kind zu Bett zu bringen. Als die kleine Emma ausgezogen wurde, verfiel sie in einen heftigen Schüttelfrost; die Zähne klapperten und die Fingerspitzen wurden blau; aber kaum hatte die bange Mutter sie in die weichen Kissen eingehüllt, so geriet sie in Fieberhitze und fing an zu phantasieren. Mit sorgenschwerem Herzen saß Frau Manstein am Bett ihres kranken Lieblings. Sie konnte es sich nicht vergeben, die Kinder auch nur einen Augenblick allein gelassen zu haben. Die kleinen Mädchen hatten, als Siegfried gerade im Wohnzimmer gewesen war, die Spiritusflamme angezündet; ein Windzug, durch das offene Fenster kommend, hatte die Flamme herausgetrieben und diese die Schürze des Kindes erfaßt. So war das Unglück geschehen, wie ihr die Kinder berichtet hatten. Die krampfhaften Zuckungen der Kleinen, durch den Schmerz der brennenden Wunde verursacht, fuhren der armen Mutter wie Dolchstiche durch das Herz. Dazu kam Siegfried nicht wieder. Eine ganze bange Stunde war vergangen und Emma phantasierte ohne Aufhören — da endlich hörte Frau Manstein Schritte auf der Treppe und gleich darauf traten Doktor Hiller und Siegfried in das Stübchen. Letzterer hatte den alten Herrn, der nie vor sieben Uhr abends von seinen Krankenbesuchen heimkam, in seinem Hause erwartet und derselbe war ihm trotz seiner Müdigkeit sogleich gefolgt. Er war ganz außer Atem, als er Frau Manstein teilnehmend die Hand schüttelte und dann mit besorgter Miene an das Bett der kleinen Kranken trat, um die Wunden zu untersuchen.

„Hm, hm," sagte er dann zu der bange harrenden Mutter, „die Wunden werden schon wieder heilen. Das Fieber will zwar seinen Verlauf haben; aber sorgen Sie dafür, daß das Kind möglichst ruhig bleibt. Schrecken, Unruhe und Aufregung könnten ein Nervenfieber verursachen." Er schrieb ein

Rezept, gab Frau Manstein an, wie sie für die Kleine, die oft zu trinken verlangte, ein beruhigendes Getränk bereiten könnte, und entfernte sich dann mit dem Versprechen, am folgenden Tage wieder zu kommen. Siegfried holte, obgleich es schon spät war, die verschriebene Salbe und Arznei aus der Apotheke und wurde dann zu Bett geschickt. Als Frau Manstein die Salbe auf die Wunden gethan, hörten die Zuckungen allmählich auf; auch die Arznei hatte eine beruhigende Wirkung. Emma phantasierte immer weniger und fiel bald in einen ziemlich ruhigen Schlummer.

Auf Siegfried hatte Emmas Unglück einen tiefen Eindruck gemacht. Der Tag hatte so schön angefangen, und wie traurig endete er! Es zog eine Ahnung durch des Knaben Seele von der Unbeständigkeit und der Nichtigkeit aller irdischen Freude. Er hatte in seinem jungen Leben schon viel Trauriges erfahren. Er hatte seinen Vater sterben, seine sanfte Schwester Paula viel leiden und seine bleiche Mutter oft weinen sehen — und es waren schon mancherlei ernste Gedanken an seiner Seele vorübergezogen. Heute wollte kein Schlaf in seine Augen kommen. Er sah von seinem Bette aus einen Stern am Himmel blinken, der im schönen grünlichen Lichte gar hell schimmerte und funkelte. Derselbe schien immer größer zu werden und Siegfried konnte sich nicht satt daran sehen. „Ob auf den Sternen auch Menschen wohnen? Ob sie glücklich sind, keine Not, keine Armut und Krankheit kennen?“ sprach der Knabe für sich. Dann dachte er an seinen Vater, und der Stern erschien wie ein Bote, der ihm die Worte zurief: „Siegfried, du hast eine heilige Pflicht auf Erden zu erfüllen. Siehe, ich bin nicht mehr — du mußt arbeiten und nicht müde werden, damit du einst die Stütze deiner Mutter, der Beschützer deiner Schwestern bist.“ — „Ja, das will ich, das will ich,“ flüsterte der Knabe, und in der Bewegung seines Herzens rann eine Thräne nach der andern über seine Wange, und gewiß sind die Engel Gottes gekommen,

um sein frommes, kindliches Gelübde dem Vater im Himmel zu überbringen. Siegfried stand auf und kleidete sich an; er wußte, daß seine Mutter an Emmas Bett wachte — er hatte gelobt und wollte gleich damit anfangen, seiner bleichen Mutter alles, was er nur konnte, zu sein. Ohne Furcht ging er zu so später Stunde die finstere Treppe hinunter und kam geräuschlos an die Thür des Schlafzimmers. Ein Nachtlämpchen warf seinen schwachen Schein auf die gebeugte Gestalt der Mutter. Sie war eingeschlafen, denn sie hatte seinen Eintritt nicht bemerkt. Emma atmete gleichmäßig und schien jetzt sanft zu schlummern. Einen Augenblick lang betrachtete Siegfried voll Rührung die Züge seiner Mutter. Noch nie war sie ihm so bleich erschienen. Als er jetzt einen Schritt vortrat, erwachte sie und sah sich erschrocken um. „Siegfried, du hier? Du bist doch nicht auch krank?“ fragte sie mit leise bebender Stimme.

„Nein, Mutter,“ erwiderte der Knabe, sanft ihre Hand fassend; „aber bitte, bitte, laß mich für dich wachen. Lege du dich zu Bett.“

Thränen der Rührung traten in die Augen der Mutter. „Mein Liebling,“ sagte sie, seine Locken streichelnd, „für dich ist der Schlaf ebenso notwendig als für mich, ja noch mehr, denn meine Natur hat sich schon an die vielen Nachtwachen gewöhnt.“

Aber Siegfried ließ nicht nach mit Bitten, bis sie endlich ging, um sich im Nebenzimmer auf das Sopha zu legen; aber er mußte versprechen, sie gleich zu wecken, wenn Emma etwas verlangte.

Da saß Siegfried und wachte treu am Bette seines Schwesterchens. Das selige Bewußtsein, seiner Mutter einen Teil ihrer beschwerlichen Nachtwache abgenommen zu haben, überwand alle Müdigkeit und der Knabe blieb wach, bis der Morgen graute.

Achtes Kapitel.

Das Nervenfieber verschonte die kleine Emma und die von Doktor Hiller verordnete Salbe bewirkte Wunder. Ihr alter Freund besuchte Emma täglich und unter der sorgsamen Pflege ihrer Mutter und Siegfrieds erholte sich die kleine Patientin bald wieder. Nach einigen Wochen hatte sich die große Brandwunde auf dem Arm in eine Narbe verwandelt, die immer kleiner und unscheinbarer wurde, so daß Siegfried zuletzt ein Vergrößerungsglas nahm, weil er behauptete, er könne die Narbe mit dem bloßen Auge nicht mehr entdecken. Bald gab es kein glücklicheres Kind als die kleine Emma. Auch Frau Mansteins Gesundheit kräftigte sich zusehends. Sie gab jetzt keine Stunden mehr, denn ihr Schwager versorgte sie regelmäßig und reichlich mit Geld und sie war der meisten schweren Sorgen enthoben, die sie bis jetzt gedrückt hatten. Von Paula hatte sie sehr gute Nachrichten. Diese war mit Mrs. Roller und deren Tochter, natürlich auf Kosten ihres Onkels, nach Italien gereist, um dort in dem wärmeren Klima die wiedergewonnene Gesundheit zu befestigen. Der Verkehr der Kinder mit Minnie wurde fleißig unterhalten. Sie verstanden sich sehr gut und selten vernahm man etwas von Zank oder Streit.

Das fröhliche Zusammensein der Kinder sollte jedoch nicht mehr lange währen. Schon seit längerer Zeit als gewöhnlich hatte Frau Manstein auf Briefe von Paula und ihrem Schwager gewartet. Endlich kam ein Brief von letzterem, der die kleine Familie in nicht geringe Aufregung versetzte.

Er lautete wie folgt:

Dresden, den 20. November 1872.

Liebe Schwägerin!

Paula kann die Trennung von euch nicht länger ertragen. Ich habe sie, da ich endlich nach vieler vergeblicher Mühe hier in Dresden eine passende Wohnung gefunden, von Nizza abgeholt. Wir sind beide vollständig hergestellt und lassen alle Tage Schwalbach leben. In meinem Hause ist hinreichend Platz für uns alle. Die Zimmer sind möbliert; verkaufe also deine jetzige Einrichtung und komme mit deinen Kindern sobald als möglich zu uns. Wir wollen ein fröhliches Weihnachtsfest feiern. Ich schreibe dir heute nur kurz, weil wir erst gestern angekommen und noch sehr ermüdet von der Reise sind.

Dein treuer Schwager,

Fritz Manstein.

Der Brief enthielt noch eine Anweisung auf eine Londoner Bank, die Frau Manstein mit reichlichen Mitteln für die Reise und zur Bestreitung andrer Ausgaben versah, einige Winke wegen der Reiseroute und folgende Nachschrift von Paulas Hand:

Kommt, teuerste Mutter, und richtet eure Reise womöglich so ein, daß ihr am Weihnachtsabend seid bei

Eurer glücklichen Paula.

Frau Manstein war durch Paula schon lange auf die Absicht ihres Schwagers, sie und ihre Kinder zu sich zu nehmen und zu versorgen, vorbereitet gewesen; aber doch traf sie die Aufforderung, ihr jetziges Leben aufzugeben und zwar so bald und plötzlich, wie ein Blitz aus heiterem Himmel. Sie hatte jedoch ein unbedingt kindliches Vertrauen in Gottes

Führung und als das erste Staunen vorüber war, faltete sie still die Hände und betete:

„So nimm nun meine Hände
Und führe mich
Bis an mein selig Ende
Und ewiglich."

Anders war es bei den Kindern. Beide, schon von Natur lebhaft, kamen aus der Aufregung gar nicht wieder heraus. Alle ihre Gedanken drehten sich um den einen Gegenstand, und Frau Manstein wäre nie fertig geworden, ihnen Rede zu stehen, hätte sie alle ihre Fragen beachtet. Wie freuten sie sich auf die Reise, auf den Onkel Fritz und auf das Weihnachtsfest in Deutschland! Dort wurde Weihnachten ja ganz anders und viel, viel schöner gefeiert, als in London!

Obgleich es noch einige Wochen bis Weihnachten waren, ließ Frau Manstein doch sogleich ihre einfachen Möbel taxieren und traf somit die ersten Anstalten zur Abreise. Fräulein Miller nahm ihr die meisten Sachen ab, und dies war für die kleine Familie um so angenehmer, da sie sich nun bis zu ihrer Abreise von keinem der liebgewordenen Gegenstände zu trennen brauchten. Nur die Bilder ihres seligen Mannes, von denen jedoch eins zu Doktor Hiller und ein andres zur Familie Roller wanderte, behielt Frau Manstein zurück, um sie mit nach Deutschland zu nehmen. Dazwischen kaufte sie warme Kleidungsstücke und Reisedecken ein, damit sich niemand auf der im Winter so beschwerlichen Reise erkälte.

Unter all diesen Vorbereitungen verging die Zeit mit rasender Geschwindigkeit und ehe man sich's versah, war der 21. Dezember, an dem Frau Manstein mit Siegfried und Emma von ihren Freunden in London Abschied nahm, da. Zärtliches Lebewohl sagten die Kinder ihrer kleinen Freundin Minnie, und Siegfried ließ es sich bei der Gelegenheit ganz ruhig gefallen, daß das zärtliche, anschmiegende kleine Wesen

ihm einen Kuß gab. Seine Ansichten hatten sich in den letzten Monaten sehr geändert. Er versprach zu schreiben und Minnie von der Reise und allem zu erzählen, aber die Kinder waren zu aufgeregt, zu sehr mit dem Gedanken an all das Neue, das ihnen bevorstand, beschäftigt, um lange bei der Trennung zu verweilen.

Am folgenden Tage, mittags elf Uhr, segelte das Schiff, auf dem unsre Reisenden sich befanden, von London ab. Frau Manstein schied schweren Herzens von dem Orte, an dem sie bei Lebzeiten ihres Mannes so glückliche Tage verlebt hatte; besonders schwer wurde es ihr, dem alten bewährten Freunde ihrer Familie, Doktor Hiller, lebewohl zu sagen. Dieser hatte es sich nicht nehmen lassen, unsre Reisenden an die Themse zu geleiten und die Billette und Gepäckscheine zu besorgen. Es kam ihm sehr hart an, seine kleine Wetterhexe ziehen zu lassen, und noch lange stand er am Landungsplatze und schaute den Abreisenden nach — als diese ihm, vom Schiffe aus, so lange sie ihn sehen konnten, mit den Taschentüchern Lebewohl zuwinkten; die Augen des alten Herrn wurden feucht, und sich dieser Rührung schämend, wandte er sich schnell um, seine Patienten zu besuchen. Da er keine Kinder hatte, und besonders seit seine Frau vor drei Jahren gestorben war, füllten die Mansteinschen Kinder, vor allen aber die kleine schwarzäugige Emma, einen großen Teil seines liebewarmen Herzens aus. Auf dem Wege zu seinen Patienten faßte er allerlei Pläne, um ein baldiges Wiedersehen zu ermöglichen, und er beschloß, wenn alles gut ging, die Familie Manstein im nächsten Sommer zu besuchen.

Neuntes Kapitel.

Es dauerte lange, ehe die Kinder so recht zur Besinnung kamen. War das ein Gepolter und ein Lärmen im Augenblick der Abfahrt! Die Matrosen auf dem Schiff, die Leute, die mitfahren wollten, die Packträger, mit Koffern und Kisten beladen — alles rannte durcheinander. Schon hatte es zum erstenmal geläutet, schon hatten die Matrosen einige der Stricke gelöst, mit denen das Schiff am Lande befestigt war — und immer noch kamen Leute, welche mitfahren wollten — immer noch standen andre am Strande, welche von ihren Lieben Abschied nahmen und sich gar nicht trennen konnten. Endlich, nachdem es zum drittenmal geläutet hatte, geriet das Schiff in Bewegung. Frau Manstein hatte viel zu thun, ihre lebhaften Kinder, die alles sehen, alles ergründen wollten, zu hüten. Es war ein ziemlich stürmischer Tag und das Schiff schwankte hin und her, besonders als es in das offene Meer kam. Unsre Freunde befanden sich noch, warm eingehüllt, auf dem Verdeck; Frau Manstein hatte dem Wunsche der Kinder, die so gern oben bleiben wollten, solange es dort noch etwas Neues zu sehen gab, nachgegeben und sich in der Nähe des dampfenden Schornsteins ein schützendes Plätzchen gesucht. Plötzlich sah sie ihr Töchterchen, deren munteres Geplauder schon seit einigen Minuten verstummt war, aus der Entfernung von zwölf Schritten auf sich zukommen.

„Na, Bemperle," rief die Mutter, „was ist dir denn? Du bist ganz blaß, und du, Siegfried, gehst ja gerade, als wenn du betrunken wärst; könnt ihr denn nicht mehr auf den Beinen stehen?"

„Ach, Mutter, Mutter, uns ist so schlecht," jammerten beide Kinder.

„Mir auch," sagte Frau Manstein, „ich bin so schwindelig, daß ich euch kaum noch von einander unterscheiden kann. Ich weiß, was es ist — wir sind alle seekrank — nur rasch in die Kajüte hinunter!"

Sie gingen eine kleine Treppe hinunter und blickten von der letzten Stufe derselben durch eine offene Thür in einen großen, schönen Salon. Glänzend polierte Tische standen in der Mitte und an den Wänden zogen sich Divans hin, die mit rotem Sammet gepolstert waren. Nur wenige Herren lasen dort in Büchern oder Zeitungen, die andern waren alle seekrank geworden.

„Wir gehören nicht dorthin," sagte Frau Manstein, indem sie eine andre Thür aufmachte und mit ihren Kindern in ein kleines Schlafkabinett trat. An der Thür stand eine freundliche Frau, der Frau Manstein eine Karte gab. Die Frau las die Nummern auf der Karte und zeigte auf drei Betten im Hintergrunde, dann half sie den Kindern Schuhe und Strümpfe ausziehen und legte sie auf den Rücken. So mußten sie ganz stille liegen bleiben. Frau Manstein, der es womöglich noch schlechter war als den Kindern, lag ihrem Töchterchen gegenüber, ebenfalls auf dem Rücken. Sie hatten sehr niedere Betten mit einem Vorhang davor, so daß sie darin ganz wie in einem Häuschen eingeschlossen waren. Das hätte ihnen zu einer andern Zeit gar viel Spaß gemacht; aber heute war es ihnen so schlecht, ach, so schlecht! Das Schiff schwankte hin und her, dadurch war der Magen in Unordnung geraten und es war ihnen so entsetzlich übel geworden — bald mußte die Wärterin jedem Kinde ein Waschbecken geben — sie bekamen heftiges Erbrechen. Den andern Leuten ging es nicht besser und die Wärterin bediente sie alle — es war nur gut, daß sie selbst von der Seekrankheit verschont blieb. Siegfried war eingeschlafen und bald nachher auch Frau Manstein — sie sahen gar bleich aus, die Armen! Nur das Bemperle hatte sich nach dem ersten heftigen Anfall bald wieder erholt und

ihre schelmischen schwarzen Augen blickten durch den halb zurückgeschobenen Vorhang neugierig auf alles, was um sie her vorging. Eben kam eine Dame herein. Sie hatte einen roten Shawl um; lange blonde Locken hingen ihr über die Schulter, aber ihr Hut saß ganz schief und sie sah aus, als ob sie gleich sterben müßte. Die Wärterin ging ihr entgegen, prüfte die Nummer auf ihrer Karte und setzte dann einen Tritt gerade vor Bemperles Bett. Die niederen Betten waren alle vergeben, aber über denselben befanden sich andere, ganz so wie die unteren, nur hatte jedes noch ein Fensterchen, durch das man auf das Meer hinaussehen konnte. Die Dame stieg auf den Tritt und erreichte mit großer Mühe ihr Lager. Die kleine Emma hörte, wie sie stöhnte und stöhnte und dann plötzlich still wurde — gewiß war die arme Dame eingeschlafen! Oder sollte sie gestorben sein? Es wurde dem kleinen Mädchen himmelangst — die Dame hatte gar zu elend ausgesehen — doch nein! Da kam die Aufwärterin mit dem unvermeidlichen Waschbecken. Unser Bemperle war beruhigt; nun wußte sie, daß die Dame seekrank war — und an der Seekrankheit stirbt man nicht so leicht.

Immer wieder kam jemand herein, und immer mit demselben katzenjämmerlichen Gesicht — andre, die sich wieder wohl fühlten, gingen aufs Verdeck, um dort die frische Luft zu genießen, aber die Aufwärterin schärfte jedem, der hinaufging, ein, ja nicht auf das Meer zu sehen, sonst würde die böse Seekrankheit bald wieder kommen.

So lag die Kleine lange — lange und beobachtete mit dem regsten Interesse die stets wechselnden Szenen in der kleinen Kajüte. Der Sturm hatte nachgelassen und nachmittags brachen die blassen Strahlen der Wintersonne durch die Wolken und den Nebel. Wie beneidete Emma die Dame mit dem roten Shawl über sich! Wenn sie doch auch solch ein Fensterchen hätte und von ihrem Lager aus auf das Meer schauen könnte! Es wurde ihr allmählich langweilig, so Stunde für

Stunde ohne Beschäftigung still liegen zu müssen, und sie wäre gar so gern wieder auf das Verdeck gegangen. Siegfried lag vor ihr; sie war durch eine Wand von ihm getrennt und konnte ihn von ihrem Bette aus nicht sehen — er verhielt sich mäuschenstill, und als sie ihn einigemal leise gerufen und keine Antwort erhalten hatte, gab sie den Versuch auf, bei ihm Unterhaltung zu suchen. Nur die Aufwärterin war, wenn gerade niemand ihres Dienstes bedurfte, öfters zu ihr gekommen und hatte einige freundliche Worte an sie gerichtet.

Endlich wachte Frau Manstein auf, und indem sie ihre Schuhe anzog und ihren Anzug ordnete, erlaubte sie ihrem ungeduldig harrenden Töchterlein, dasselbe zu thun. Sie waren bald fertig; aber ach, sie taumelten gegen einander, als sie versuchten, einige Schritte zu gehen. Die ernste, würdige Mama taumeln zu sehen, war ein ungewohnter Anblick für die kleine Emma und setzte ihre Lachmuskeln dergestalt in Bewegung, daß sie sich hinsetzen mußte, um nicht umzufallen. Jetzt regte sich Siegfried. „Ei, ei, Siegfried," rief Frau Manstein, „so lange hast du geschlafen? Sieh nur, Bemperle ist fertig angezogen und du reibst dir noch die Augen? Schnell Strümpfe und Schuhe angezogen, alter Junge, dann gehen wir hinauf."

Siegfried gehorchte; aber die Seekrankheit hatte ihn gewaltig mitgenommen. Wie elend sah der arme Junge aus! Seine Gesichtsfarbe spielte bald ins Graue, bald ins Gelbliche und Grüne. Er konnte sich kaum aufrecht erhalten, immer wieder sank sein Kopf in die Kissen zurück, und als er endlich mit vieler Mühe einen Stiefel angezogen, mußte er noch einmal das unvermeidliche Waschbecken benutzen. Sein Schwesterchen schüttelte sich vor Lachen, indem sie ihm zusah; aber Frau Manstein drohte mit dem Finger und sagte: „Du solltest Mitleid haben mit deinem armen Bruder, du kleiner Schelm, und nicht über andre lachen; sieh nur, du bist selbst noch nicht fest auf den Füßen!"

Endlich hatte Siegfried auch seinen zweiten Stiefel angezogen und er hängte sich an den Arm seiner Mutter, um nicht umzufallen. Dann sagten sie der freundlichen Aufwärterin, der Frau Manstein ein Trinkgeld in die Hand drückte, lebewohl und gingen hinauf. Wie staunten die Reisenden, als sie im Scheine der Nachmittagssonne Antwerpen schon vor sich liegen sahen!

Auf dem Verdeck war alles in Bewegung. Die Passagiere suchten ihre Sachen zusammen; die Eltern riefen ihre Kinder; Kapitän und Steuermann erteilten Befehle.

Ersterer, ein alter Mann, war eine Treppe hinaufgestiegen, die in eine Plattform auslief — ringsherum war ein Gitter. Mit der einen Hand hielt der Kapitän ein Fernrohr und schaute nach dem Ufer, mit der andern hielt er sich am Gitter fest — Haar und Rockzipfel flatterten im Winde!

Das Schiff war jetzt dem Ufer so nahe, daß man trotz des Nebels die Leute drüben erkennen konnte.

„Nun, Kinder," sagte Frau Manstein plötzlich, „haltet euch fest — gleich thut das Schiff einen Ruck."

Ein gewaltiger Stoß erfolgte — zwei Kinder fielen über den Haufen, während unsre kleinen Freunde, zeitig gewarnt, feststanden.

„Bleibt jetzt dicht bei mir," mahnte Frau Manstein weiter, „denn wir haben noch eine Kletterpartie vor uns."

Das Schiff war nicht am Ufer gelandet, sondern an einem andern im Hafen liegenden Schiffe, vor diesem lag ein zweites und davor wieder ein drittes. Hier stand der Steuermann, dem jeder Reisende sein Billet geben mußte, und dann nahten verschiedene Beamte in Uniform, welche die Reisenden höflichst ersuchten, ihre Koffer aufzuschließen, damit sie sähen, ob sie auch verbotene Sachen mit sich führten. Es ist nämlich nicht erlaubt, irgend einen neuen Gegenstand von England nach Belgien zu bringen. Jeder Reisende, bei welchem neugekaufte Sachen, die noch nicht getragen oder gebraucht sind, gefun-

den werden, muß Strafe zahlen, je nach dem Wert der Gegenstände.

Mit atemloser Spannung sahen die Kinder zu, als der Mann in Uniform Koffer und Reisetasche der Mutter untersuchte. Wie, wenn er etwas fände! Wenn die Mutter Strafe zahlen oder gar ins Gefängnis müßte! Ihre Furcht ward ihnen jedoch bald benommen — der Beamte fand nichts Straffälliges, und nachdem er den Kindern freundlich zugenickt und zu Frau Manstein gesagt: „Es ist gut so, Madame, ich danke Ihnen," ging er weiter, um sich mit dem Inhalt der andern, zum Teil schon zu seiner Durchsicht geöffneten Kisten und Kasten bekannt zu machen. Da kam auch die Dame mit dem roten Shawl, für welche die kleine Emma sich besonders interessierte — sie sah noch sehr elend aus — die schönen Locken waren aufgegangen und Hut und Shawl saßen sehr, sehr schief. Ach, die Leute, welche das Schiff verließen, sahen fast alle aus, als ob sie aus dem Wirtshaus kämen mit ihren wankenden Schritten und bleichen, jammervollen Gesichtern!

Endlich traten unsre Reisenden, nachdem sie einen schmalen Steg passiert hatten, ans Ufer und schritten, von einem Gepäckträger gefolgt, zu dem Platz, wo die Wagen standen. Frau Manstein ließ sich mit ihren Kindern und dem Gepäck nach einem in der Nähe des Bahnhofs gelegenen Hotel fahren, um dort bis zum nächsten Morgen von den Strapazen der Überfahrt auszuruhen, ehe sie ihre Reise weiter fortsetzten.

Zehntes Kapitel.

Es war zwei Uhr nachmittags, bitterkalt draußen. Zwei Tage und zwei Nächte lang hatte es unaufhörlich geschneit und in den Straßen begegnete man nur blauen Backen und rotgefrorenen Nasen. Dennoch war selten mehr Leben in den Straßen der Stadt Dresden, als gerade heute; war es doch der 24. Dezember, an dem von vornehm und gering noch Tausende von Einkäufen zur Verherrlichung des Abends gemacht wurden. Etwas entfernt von dem geräuschvollen Treiben der innern Stadtteile stand eine kleine Villa. Sie war rings mit Gartenanlagen umgeben und sah sehr freundlich aus; denn während draußen überall Schnee und Eis lag, sah man hier zwischen Blumenfenstern die herrlichsten Hyazinthen blühen. So reizend sich das Gebäude von außen präsentierte, so behaglich war es von innen. In einem der obern Zimmer saß in einem Lehnstuhl ein alter Mann mit weißem Haar. Er schien ganz in die Lektüre seiner Zeitung vertieft zu sein — aber er war nicht allein. Vor dem Kamin, in welchem ein lustiges Feuer brannte, saß ein junges Mädchen, mit einer weiblichen Handarbeit beschäftigt; aber der Fleiß der jungen Dame schien heute nicht sehr groß zu sein. Immer wieder fiel die Arbeit in den Schoß, immer wieder richteten sich ein Paar dunkelblaue Augen bald nach der Uhr, bald nach dem alten Herrn. Wird er denn nie fertig werden mit seiner Lektüre? Endlich konnte sie ihre Ungeduld nicht länger bemeistern. Sie sprang auf, schlang ihre Arme um den Hals des alten Herrn und rief: „Onkelchen, es ist Zeit; sieh nur einmal nach der Uhr."

Der alte Herr sah sie erstaunt und fragend an, und indem er Brille und Zeitung auf den Tisch legte, sagte er

freundlich: „Paula, mein Kind, seit gestern kenne ich dich nicht mehr. Wo ist denn deine Ruhe und Geduld geblieben?“

„Ach, Onkel Fritz, heute ist eben ein ganz andrer Tag, als alle vorhergehenden. Ach, du weißt nicht, wie ich mich freue, die Mutter und Geschwister wieder zu sehen. Wie soll ich es nur aushalten bis vier Uhr, besonders da du mir nicht erlauben willst, dich an den Bahnhof zu begleiten, um sie abzuholen!“

Der Onkel streichelte ihre hochgeröteten Wangen und erwiderte lächelnd: „Von euch jungen Damen ist doch immer eine wie die andre. Aber sieh! da hat der Arzt in Schwalbach dir aufs strengste untersagt, im Winter außer in der Mittagsstunde draußen herumzugehen — und nun schmollst du mit deinem alten Onkel, daß er dir nicht erlauben will, dieser ärztlichen Verordnung ungehorsam zu sein.“

„O guter Onkel, sei mir nicht böse; aber du kannst eben nicht wissen, wie ich mich sehne, sie alle wiederzusehen.“

„Ach, Kind, wohl kann ich's verstehen, wogt es doch selbst in meinem alten Herzen auf und nieder, wenn ich dir auch äußerlich noch so ruhig erscheine — aber du hast recht — es ist Zeit.“

So sprechend stand Herr Manstein auf, und indem er seiner Nichte anempfahl, recht hübsch geduldig zu bleiben, verließ er das Zimmer. Bald hörte Paula, wie er die Hausthür zumachte und seine Schritte auf dem harten Steinpflaster erschallten.

Sie trat ans Fenster. Dort standen die schönen Hyazinthen, für die ihr Onkel eine wahre Passion hatte. O, es war eine traute, liebliche Heimat, in die der gute Onkel sie und ihre Lieben einführte! Von dem Salon, in welchem sie sich befand, konnte man auf einen Balkon hinaustreten, und Paula machte in Gedanken Pläne, wie sie denselben im Sommer mit anmutigen Schlinggewächsen und Gruppen von Blumen schmücken könnten. Die Fenster gewährten eine herrliche

Aussicht. Bei klarem Wetter konnte man in der Ferne die Elbe und einige hervorragende Höhepunkte der sächsischen Schweiz sehen. O die schönen Ausflüge, die sie im Sommer machen konnten. Wie würde sich die Mutter hier wohl und zufrieden fühlen — die gute Mutter! Nur einer fehlte, an dem Glücke teilzunehmen! Paula öffnete ihr Medaillon, das sie immer um den Hals trug, und blickte einige Minuten wehmütig auf das Bild des geliebten Toten. Doch sie wußte, daß es ihm im Himmel wohler sei, als es ihm je auf Erden hätte werden können — und sie schloß das Medaillon und trocknete die feucht gewordenen Augen. „Wir werden ihn ja einst wiedersehen," sprach sie, „wenn unser Leben hier auf Erden ein Ende hat" — und kindlich, wie die jetzt erwachsene Paula noch immer war, betete sie mit aller Inbrunst: „Lieber Gott, mach mich fromm, daß ich in den Himmel komm." Dieses erste Gebet aus ihrer Kinderzeit war ihr noch immer eines der liebsten.

So in Gedanken versunken, hatte sie nicht gehört, als die Hausthür aufging und eilige Schritte die mit einem dichten Teppich belegte Treppe heraufkamen. Erst als sich jetzt die Thür des Salons aufthat, wandte sie sich um und lag gleich darauf in den ausgebreiteten Armen ihrer Mutter. Beide konnten in der ersten Bewegung ihres Herzens keine Worte finden, sich zu begrüßen. Wie verschieden war das heutige Wiedersehen von dem Abschied in London!

Die kranke Paula war gesund geworden — die verlassene Witwe hatte einen Beschützer, die Waisen einen Vater gefunden. Aber Siegfried und Emma drängten sich auch heran und wollten geküßt und umarmt sein. Sie drückte ihre Freude durch lauten Jubel aus. Während Mutter und Geschwister sich selig umschlungen hielten, stand der Onkel mit verschränkten Armen an die Thür gelehnt. Eine Thräne glitzerte in seinem Auge und perlte langsam, ganz langsam in seinen grauen Bart hinab. „Du hast mir eine eigne Familie

versagt," betete seine Seele, „du treuer Vater im Himmel; aber hier sind die, die du mir gegeben hast. Hilf mir, ihnen bis an mein Ende Freund, Beschützer und Vater zu sein." Dann forderte er Paula auf, Mutter und Schwester in die ihnen bestimmten Zimmer zu führen, während er Siegfried bei der Hand nahm, dem er ein Kabinett neben den Räumen, die er bewohnte, eingerichtet hatte.

Freudig gehorchte die fröhliche Paula. Sie schritt mit dem Schlüsselkörbchen am Arm in einem hübschen dunkelgrünen Kleide so leicht und gewandt vor ihrer Mutter her, daß diese nicht länger daran zweifeln konnte, daß das alte Übel vollständig gehoben sei.

„Siehst du, Emma," sagte Frau Manstein, „der liebe Gott hat unsre Gebete erhört und Paula gesund gemacht. Jetzt wird sie wieder mit euch Anschlagen und Fangen spielen können."

„Mutter," flüsterte Emma, „nicht wahr, das Bad in Schwalbach hat Paula gesund gemacht?"

„Ja, mein Liebling; aber nur mit Gottes Hilfe."

„Mutter, ist da auch so ein Teich, wie der, von dem in der Bibel steht; und sind die Engel gekommen und haben Paula hineingetragen?"

„Nein, Emma, die Bäder dort sind in bestimmten Häusern und die Engel kommen auch nicht mehr herab; aber noch heute hilft der liebe Gott vielen armen Leuten, die dort Heilung suchen. Dazu hat er den Wassern dort eine ganz besondere Kraft gegeben."

Hier nahm die Unterhaltung ein Ende; denn Paula schloß eben eine Thür auf und indem sie ihr Schwesterchen bei der Hand nahm, sagte sie: „Dies ist dein Zimmer, Bemperle."

„Dein Zimmer" — Emma traute kaum ihren Ohren, als sie diese Worte hörte, und noch weniger ihren Augen, als sie das kleine Heiligtum betrat, das nun ihr Daheim sein

sollte. Ach, wenn doch Minnie da wäre und alle die Herrlichkeiten vor ihr auch mitbewundern könnte! Das Zimmer war aber ganz allerliebst. Die Wände hatten eine Tapete, deren weißer Grund mit den zartesten Rosenbouquets geschmückt war. Rechts stand das kleine Bett mit einer blendend weißen Decke darüber, die Paula selbst gearbeitet hatte. Darüber an der Wand hing ein großes Bild, welches vorstellte, wie der Heiland die Kinder segnete. Zu jeder Seite des Bildes stand auf einer kleinen Etagere ein Engel mit wie zum Segnen ausgebreiteten Armen. Eine spanische Wand, welche mit einem Möbelstoffe von demselben Muster wie die Tapete überzogen war, schnitt eine Ecke des Zimmerchens ab und dahinter stand der reizendste kleine Waschtisch, den man sich denken konnte. Er war aus schwarzem Holz mit grauer Marmorplatte. Die Einrichtung bestand aus weißem Porzellan mit einem feinen Muster von rosa Blümchen und enthielt alles, was man nur wünschen konnte: Waschbecken, Wasserkanne, eine längliche Schüssel für Zahn- und Nagelbürste, eine runde für Schwamm und Seife, eine Wasserflasche und ein Glas, und das alles in der Größe, wie es für ein so kleines Persönchen paßte. Blendend weiße Vorhänge bedeckten andre aus dickerem Stoff von rosa Farbe und verhüllten zur Hälfte die spiegelblanken Scheiben des Fensters, aus dem man einen Blick in den Garten hatte. Vor dem Fenster stand ein Sopha und ein schwarzer, glänzend polierter kleiner Tisch. Dem Überzuge des Sophas und der spanischen Wand entsprechend sah man in der Ecke links vom Fenster einen kleinen gepolsterten Lehnstuhl und an den Wänden zwischen den Möbeln ebensolche Stühle.

Dem Bette gegenüber stand eine kleine Kommode aus schwarzem Holz und darauf eine Gipsfigur, ein betendes Kind vorstellend, und oben darüber war an der Wand eine hübsche Etagere angebracht zum Aufstellen von Nippsachen. Links und rechts hingen allerlei Waldbilder, auf denen man Gieß-

bäche, grasende Hirsche und Rehe und schöne, gewaltig hohe und dichtbelaubte Bäume erblickte.

Von den zwei kleinen Schränken zu beiden Seiten der Thür war einer für die Kleider, der andre für die Bücher und Spielsachen des kleinen Mädchens bestimmt.

Emma stand gegen ihre Gewohnheit ganz stumm da, und als Paula sie herumführte und ihr alle Gegenstände im Zimmer zeigte, gab sie keinen Laut der Freude oder des Entzückens von sich, und doch wollte die kleine Brust fast springen vor Glück. Endlich flüchtete sie sich zu ihrer Mutter und barg ihr Gesicht in den Falten ihres Kleides. „Ist mein Liebling glücklich?“ fragte diese freundlich.

Strahlend blickte jetzt die Kleine zu ihr auf, und wenn ihre Lippen auch noch schwiegen, so waren doch die Augen um so beredter, und nachdem Paula ihr Hut und Mantel abgenommen, die Haare ihres Schwesterchens geordnet und Emma Hände und Gesicht an dem reizenden kleinen Waschtisch gewaschen hatte, ging sie immer wieder von einem Gegenstande zum andern, um alles sattsam zu bewundern. Aber Schwester Paula ließ ihr nicht lange Zeit dazu, denn plötzlich öffnete sich der schwere, dunkle Vorhang, der Emmas Zimmer von dem ihrer Mutter trennte, und Frau Manstein trat mit ihrer Tochter, die ihr beim Ablegen ihrer Reisekleider und Ordnen ihrer Toilette behilflich gewesen war, herein.

„Nun komm, Mäuschen,“ sagte Frau Manstein — „jetzt gehen wir hinunter zum Thee. Der gute Onkel und Siegfried warten gewiß schon auf uns.“

„Mutter,“ erwiderte Emma, indem sie ihre Mutter bittend anblickte, „Mutter — —“

„Nun, Närrchen, was willst du denn?“

„Mutter, darf ich dein Zimmer auch sehen — und das von Paula und Siegfried auch?“

„Nun sieh nur, Paula, was du für ein neugieriges Schwesterchen hast,“ sprach Frau Manstein lächelnd zu ihrer Tochter.

„Ich will dir etwas sagen, Emma, wenn du heute abend zu Bett gehst, zeige ich dir mein Zimmer, und die andern Räume im Hause darfst du morgen nach Herzenslust ansehen."

Emma warf noch einen zärtlichen Rückblick auf ihr Zimmer und die schönen Sachen, welche es enthielt, dann folgte sie Mutter und Schwester in das Frühstückszimmer, wo der Thee serviert wurde und das mit seinem reichen Blumenschmuck und den vielen Bildern an den Wänden einen überaus behaglichen Eindruck machte. Onkel und Neffe warteten schon auf sie.

„O Sissy, Sissy," rief Emma, indem sie auf ihren Bruder zulief, „ich habe einen so wundernetten Waschtisch in meinem Zimmer."

Alle lachten. „Nun, da sieht man ja gleich, was dir am meisten Spaß gemacht hat," sagte der freundliche Onkel. „Du bist also mit Paulas Geschmack zufrieden? Sie hat die ganze Einrichtung besorgt."

„Und der gute Onkel hat dir alles geschenkt," mahnte Frau Manstein. „Geh hin und bedanke dich bei ihm, Bemperle."

Etwas verlegen, aber doch sogleich bereit, ging das kleine Mädchen auf den Onkel zu, und indem sie verständlich sagte: „Ich danke," bot sie ihm ihr rosiges Mündchen zum Kusse dar.

„Ich hoffe, daß du in deinem Zimmer immer recht, recht glücklich sein wirst, Fräulein Nichte," erwiderte der Onkel, sie küssend. „Hier dieser junge Mann ist auch ganz zufrieden mit seinem Logis," wandte er sich an Frau Manstein, „er muß es dir morgen selbst zeigen. Und nun setzen wir uns — ihr müßt hungrig sein nach euren Reisestrapazen." —

Heute sah man nur strahlende Gesichter rings um den kleinen Theetisch. Paula bereitete den Thee, den ein schwarzer Diener, der Herrn Manstein aus Amerika gefolgt war, servierte, zum größten Ergötzen der Kinder. Selbstverständlich stockte die Unterhaltung keinen Augenblick. Es gab ja so viel zu erzählen, zu fragen und zu beantworten!

„Ja," sagte der Onkel plötzlich — die Mahlzeit war schon lange beendet, aber sie saßen noch immer in trautem Gespräch bei einander — „ja, Kinder, habt ihr denn eigentlich schon daran gedacht, daß heute Weihnachtsabend ist?"

Die Kinder hatten unterwegs gar viel davon geplaudert, aber in der Freude des Wiedersehens hatten sie die Bedeutung des Tages wirklich wieder vergessen. Das war ihnen bis jetzt noch nie begegnet; aber um so heller leuchteten ihre Augen, als der Onkel sie daran erinnerte.

„Ja, Weihnachtsabend ist heute, seht mich nur nicht so verblüfft an, ihr vergeßlichen Kinder," fuhr der Onkel in schelmischem Tone fort, als er keine Antwort erhielt. „Am Ende wißt ihr gar nicht, was der heutige Tag zu bedeuten hat und w a r u m wir überhaupt Weihnachten feiern?"

Hier gab der Onkel Paula einen Wink, die darauf das Zimmer verließ.

„Nun, Bem — Bem — Bem — — —"

„Bemperle," fiel Frau Manstein lächelnd ein.

„Nun, Bemperle, du Kind mit dem drolligen Namen, weißt du, weshalb wir Weihnachten feiern?"

„Weil, weil der liebe Heiland geboren ist!"

„Und kannst du mir auch sagen, warum er in die Welt gekommen ist?"

„O ja, ja," rief die Kleine sehr zuversichtlich, „weil er uns in den Himmel holen und uns selig machen will."

„So ist's," sagte der Onkel und nickte mit dem Kopfe, „und nun noch eine Frage: weißt du, warum die Kinder sich auf den heutigen Tag so ganz besonders freuen?"

Emma dachte eine Weile nach — dann sprang sie plötzlich von ihrem Stuhle auf, hüpfte im Zimmer umher und rief: „Ich weiß, ich weiß — —"

„Nun?"

„Weil der liebe Heiland wie so ein wunziges kleines Kind in die Welt gekommen ist und nicht wie ein großer Mann."

„Das läßt sich hören," erwiderte der Onkel in aufmunterndem Tone, während die andern Zuhörer nicht umhin konnten zu lächeln; „aber du wolltest gewiß ‚winzig' sagen, ‚wunzig' ist kein Wort. Ich weiß aber noch einen Grund, warum Weihnachten so recht eigentlich ein Kinderfest ist — nun, ich seh' es unserm Siegfried an, daß er eine Antwort bereit hat. Was meinst du, alter Junge? Getrost heraus damit."

„Weil der Heiland die Kinder so lieb gehabt hat und die Jünger schalt, als sie die Kinder nicht zu ihm lassen wollten," war die treuherzige Antwort.

„Und weil der Heiland zu den großen Leuten gesagt hat: ‚Wenn ihr nicht werdet wie die Kinder, so werdet ihr nicht in das Himmelreich kommen,' — so wollen wir großen Kinder, eure Mama, Paula und ich, uns mit euch freuen, daß heute Weihnachten ist," sagte der Onkel, als plötzlich alle von dem Ton einer großen Schelle, der von unten zu ihnen heraufdrang, zusammenfuhren.

„Hört ihr's, da ruft das Christkind die großen und kleinen Kinder zusammen — nun folgt mir geschwind." Während Herr Manstein dies sagte, schritt er durch eine Reihe Zimmer voran, Frau Manstein folgte ihm und trippel, trappel auch vier glückliche Kinderfüße. Endlich traten sie in einen fast dunklen Raum; nur ein Transparent, welches die Geburt des Heilands darstellte, verbreitete ein dämmerartiges Licht. Aller Blicke weilten auf dem lieblichen Antlitz der Maria und dem zarten Knäblein auf ihrem Schoße, als plötzlich eine leise, sanfte Musik ertönte. Paula saß am Klavier und stimmte das schöne Weihnachtslied an: „Stille Nacht, heilige Nacht," und während sie spielte und alle mitsangen, zündete der schwarze Tom, der bisher ungesehen in einer Fensternische gestanden hatte, die Lichter eines großen Christbaumes an. Immer heller wurde es in dem halbdunklen Raum und zuletzt ergoß sich der Lichterglanz wie eine Flut durch den ganzen

Saal und spiegelte sich wieder in den leuchtenden, freudestrahlenden Gesichtern der kleinen Versammlung.

Der Baum, in ein großes hölzernes Faß gepflanzt, stand in der Mitte des Zimmers, geschmückt mit vielen, vielen Lichtern, Zuckersachen, Metallkugeln und vergoldeten Äpfeln und Nüssen.

Als die Lichter angezündet waren und das Lied zu Ende gesungen, nahm der Onkel die Kinder bei der Hand und führte sie an zwei kleine Tische, die mit drei andern unter dem Christbaum aufgestellt waren. „Seht, den Kindern, die wissen, warum Weihnachten gefeiert wird, denen hat das Christkind hier noch eine Extrafreude gemacht," sagte der freundliche Onkel.

O, das war fast zu viel Freude für einen Tag! Emma fand eine Puppe und einen Puppenwagen — die Kleider des Dämchens und die Einrichtung des Wagens hatte Paula gearbeitet —, ferner einen Muff, Kragen und Mützen aus weißem Pelz mit schwarzen Tupfen und mit schöner karmoisinroter Seide gefüttert, ein Blumenkörbchen von Glas, verschiedene Bilderbücher und eine ganze Anzahl Figürchen, welche sie auf die Etagere in ihrem Zimmer stellen konnte.

Die Geschenke, welche Siegfried erhielt, waren andrer Art, mehr für einen jungen Gelehrten passend: Ein Globus, ein schöner Farbenkasten nebst Palette und zwei Bücher; doch hatte der Onkel auch noch für einen warmen Paletot und eine Pelzmütze gesorgt, und Paula schenkte ihm einen Kasten von Holz, auf dessen Deckel sie eine Winterlandschaft gemalt hatte. Die gute Schwester wurde auch reich beschenkt. Sie freute sich besonders über einen neuen mit Pelz besetzten Wintermantel, einige schöne Bücher und Mappen mit Photographien.

Als Herr Manstein nun auch seine Schwägerin an ihren Platz führen wollte, war sie verschwunden; aber gleich darauf kam sie herein und legte einen Gegenstand auf einen der noch unberührt dastehenden kleinen Tische. Der Onkel that, als ob

er dies nicht bemerkte, und sagte: „Nun müssen noch die großen Kinder ihre Bescherung bekommen.“ Darauf führte Paula die Mutter strahlenden Blicks an den für sie bestimmten Platz. Neben vielen schönen und nützlichen Geschenken, teils von ihrem Schwager, teils von Paula, erregten zwei kleine Ölbilder Frau Mansteins größte Freude und Aufmerksamkeit. Das eine stellte die verstorbene Mutter ihres Schwagers vor, das andre ein einfaches Landhaus, in dem beide Brüder ihre Kinder- und Jugendzeit verlebt hatten.

„O Fritz,“ sagte sie, „dies und Arthurs Bild werden künftig meine größten Schätze sein; aber sieh!“ fuhr sie fort, „auch ich habe versucht, dir eine kleine Freude zu machen. Es ist Arthurs Bild, das ich nach einem kleineren in London für dich photographieren ließ. Ach, Fritz, wie wird er dir einst im Himmel danken für alles, was du an seiner Witwe und an seinen Kindern thust.“

„Sprich nicht davon,“ erwiderte Herr Manstein, indem er das Bild in seine Hand nahm — „Gott helfe mir, seine Stelle ausfüllen. Übrigens ist das Bild sehr wohl gelungen, und ich finde immer mehr, daß Siegfried seinem Vater ähnlich ist.“

So standen und saßen sie noch lange unter dem brennenden Christbaume und sprachen von Vergangenheit und Zukunft, während die Kinder in seliger Weihnachtsfreude um sie her spielten und plauderten.

Als die Lichter ausgebrannt waren, ließ Herr Manstein die Lampe bringen, nahm die Bibel und sagte: „Wir wollen den ersten Tag unsres Zusammenseins, sowie alle folgenden mit einer Andacht beschließen.“ Dann setzte sich die kleine Hausgemeinde in einen Kreis und sang, von Paula auf dem Klavier begleitet, zwei Strophen aus dem Choral: „Vom Himmel hoch, da komm' ich her,“ worauf Herr Manstein das Weihnachtsevangelium vorlas und mit einem kurzen Gebet die Andacht schloß.

Darauf wurde dem guten Onkel noch einmal mit den

herzlichsten Umarmungen gedankt und „Gutenacht“ gewünscht — dann ging Paula mit Mutter und Schwester in die obern Schlafzimmer, und der schwarze Tom leuchtete Siegfried zu Bett. Der Onkel aber blieb noch lange sinnend am Kamin sitzen. Er hatte das Bewußtsein, andre glücklich gemacht zu haben — es war der seligste Christabend, den er je erlebt, und es war ihm zu Mut, als seien die Engel in sein Haus und Herz eingekehrt und sängen: „Ehre sei Gott in der Höhe, Friede auf Erden und den Menschen ein Wohlgefallen.“

Ende.

Um Haus und Hof.

Erzählung

von

Emil Frommel.

2-13-32 F.C.T.

Um Haus und Hof.

„Alle Füchse kommen endlich beim Kürschner zusammen," das ist ein alt und ehrlich Sprichwort und auch wahr dabei, was leider Gottes nicht alle seine Brüder sind. Denn es giebt auch erlogene drunter, die aus des Teufels Küche kommen und auch hineinbringen. Aber das ist wahr: Die Schlauheit geht so eine Weile und bringt's auch scheinbar zu was und triumphiert über ein treuherziges Gemüt, in dem kein Arg ist. Aber nur einmal ein bißchen gewartet, und schließlich geht auch der gescheiteste Fuchs ins Eisen, oder es brennt ihm einer eins auf den Pelz und man zieht ihm die Haut ab. Da hängt denn schließlich die ganze Fuchsschlauheit beim Kürschner im Laden bei einander, und wenn sich einer einen Balg kauft, kriegt er die Schlauheit gratis mit, und wenn er ihn vors Bett legt, damit's ihm vorm Aufstehen nicht graut, so kann er alle Tage sich obiges Sprüchlein sagen und alle Fuchsschlauheit mit Füßen treten. Aber wunderbar — so groß die Leute von solcher Schlauheit denken und sie sich wünschen, 's ist allemal doch eine Freude, wenn einer dabei abgefangen wird und seinen Meister findet. Davon will ich zum Trost ein Stücklein erzählen.

Ums Müllerhandwerk ist's was Schönes, wenn vorab einer Wasser vollauf und auch was zu mahlen hat. Denn die schwerste Arbeit besorgt das Wasser und der Mahlgang, und der Müller kann, wenn er aufgeschüttet hat, sich hinsetzen zu seinen Mahlgästen und von den „geschwinden Zeitläuften" reden und vom Russen und Türken aus alter und neuer Zeit und braucht nur auf das Glöcklein aufzupassen, das ihm zu-

ruft: „Herr Müller, 's ist wieder Zeit.“ Sodann bleibt auch vom fremden Mehl immer noch etwas an seinen Kleidern hängen, wenn er auch schon seinen Mahllohn empfangen. Kurz, zumeist ist jeder Müller seiner Zeit ein gemachter Mann gewesen und konnte neben dem Apotheker feil halten, zu dem auch weit und breit die Leute kommen müssen, und der seinen Pfefferminzthee und seine Blutegel auch nicht um einen Spottpreis hergiebt, wiewohl er sie aus unsers Herrgotts großer Apotheke gratis geliefert bekommt.

'S ist heuer anders schon geworden, und nicht alle Müller fahren mit fetten Apfelschimmeln, auf denen kein Wassertropfen stehen bleibt, daher. Denn die großen Dampf- und Kunstmühlen mahlen besser als die Wind- und Wassermühlen, und der große Mann verschluckt auch da wieder den kleinen, wie's allerwege in der Welt geht. Wenn aber einmal das Wasser ausbleibt oder die Kundschaft sich verzieht oder gar auf der Mühle ein Weib mitmahlt, die kein Mensch geheißen hat mitmahlen, nämlich die „Frau Hypotheke“ samt ihrem teuren Sohn, dem Herrn „Zins,“ dann sieht's vollends schön aus. —

Das letztere war leider auf einer Mühle der Fall, die hinten im hessischen Odenwald liegt, ein paar Stündlein vom Melibokus weg in die Thalschlucht hinein. Das große, stattliche Dorf breitet sich mehr nach der Ebene zu aus, während die Mühle seit Jahrhunderten hinten am Waldende versteckt ist. Von den alten Buchen waren noch etliche stehen geblieben aus dem Wald, der einst die ganze Gegend bedeckte, und sie überschatteten mit ihren mächtigen Zweigen traulich das Dach und den Hof. Im Sommer saßen unter ihren Ästen die Mahlgäste, die auf ihr Mahl warteten, und konnten derweilen sich an dem Spatzenkonzert verlustieren, das ohne Kapellmeister und Programm und Entree alle Tage losgelassen wurde. Und so ein Spatzenkonzert ist auch unter Brüdern was wert, wenn man's nur recht versteht und den rechten Text unterlegt, der Matthäi am sechsten steht. Denn der Hauptsatz, über den sie musizie-

ren, ist das einfache Thema: Sorget nicht! Und das Adagio grazioso lautet: „Sehet die Vögel unter dem Himmel an," und das Scherzo: „Sie säen nicht, sie ernten nicht und sammeln nicht in die Scheunen," sondern pfeifen, singen, huschen und spielen—und das ergreifende Finale heißt: „Seid ihr denn nicht viel mehr denn sie?" — Und manches Bäuerlein, das neben seinem Fruchtsack zum Mahlen noch einen viel schwereren Sorgensack auf seinem Herzen schleppte, wenn er zu Hause an Weib und Kind und an seine Steuern dachte und an alles, was sonst noch einen ehrlichen Menschen drückt, konnte sich was vormusizieren und seine Sorgen klein mahlen lassen.

An Wasser fehlte es der Mühle nicht, denn vom Berg herunter kam es aus vielen Quellen gelaufen aus dem kühlen Wald herab. Die Leute waren vorzeiten noch nicht so superklug gewesen wie heuer, den Wald auszuhauen, daß kein Wässerlein mehr atmen kann. Mit einer Quelle ist's aber wie mit allem Guten in der Welt, das Menschen erquicken soll: es gedeiht nur in der Tiefe, im Verborgenen. Wird's bloßgelegt und ans Sonnenlicht und Menschenauge gezogen, dann versiegt's. —

Ebensowenig fehlte es an Mahlgästen. Seit mehr als zweihundert Jahren war die Mühle im alten Besitz und ging vom Vater auf den ältesten Sohn, und der Sohn hielt's akkurat wie der Vater. Derselbe Gruß und Handschlag wurde dort geboten, den man von alters her gewohnt war; die Müllerin hatte ihre feststehenden Tage für ihren Küchenzettel, und jeder Mahlgast wußte genau, wann es Sauerkraut und Erbsen und Schmorfleisch gab, und konnte seinen Magen danach einrichten. Kurz, es verstand sich für die ganze Umgegend von selbst, daß man nirgends anders mahlen ging, als zum „Waldmüller," wie er schlechtweg geheißen wurde. Es war so ein Stück Heimat, das jeder an der Mühle hatte, denn in der Jugend war man schon mit dem Vater zur Mühle gefahren und hatte

dort mit den Müllersbuben unter der Buche gespielt und war so mit dem künftigen Waldmüller groß geworden, wie etwa Hofbuben mit ihrem späteren Gutsherrn.

Der Müller, der just am Regiment saß, als unsre Geschichte passierte, war ein schöner, schlanker Mann mit langem, hellgelbem Haar und blauen Augen, ein echter Hesse. Sein Handwerk verstand er aus dem Fundament und konnte, wenn's not war, mit seinen Knechten um die Wette die Säcke tragen, die er auf seine Schulter schwang, als wären sie ein Sack Federn. Daneben hatte er aber ein weich Gemüt, ohne Arg und Falsch, und mußte deshalb in der Schule schon und im Haus mancherlei leiden. Am liebsten war er bei den alten Leuten im Ort, und besonders bei dem alten Schulmeister, und hörte dessen Geschichten, die er zwar schon hundertmal gehört, immer wieder aufs neue. Wußte er gar ein Krankes oder Blutarmes im Ort, so bettelte er beim Vater so lange um ein Säcklein Mehl oder Kartoffeln, um's hinzutragen. Sein Vater schüttelte darüber manchmal den Kopf und sagte zu seiner Frau: „Mutter, du wirst sehen, unser Andres ist ein herzguter Kerl, aber zum Müller taugt er nicht, denn er ist zu gutherzig und weichmütig und versteht das Einmaleins nicht. 'S wär schon besser, unser Zweiter, der Johann, käm' ans Ruder, der sinnt nicht so viel."

Aber die Müllerin sagte: „Vater, laß es gut sein. Wenn er's nicht hätte werden sollen, wär' er auch nicht unser Erstgeborner und wäre der Johann zuerst auf die Welt gekommen. Er ist doch brav und versteht seine Sachen, und ein gut Gemüt ist doch Goldes wert."

„Ist alles recht," entgegnete der Waldmüller, „aber die Gutherzigkeit schafft noch kein Geld ins Haus. Deswegen braucht man noch kein Leuteschinder zu sein — aber du wirst's schon sehen. Es macht mir halt doch Sorgen, wie's gehen wird."

Deswegen redete der Waldmüller manchmal beim Auf-

schütten mit seinem Sohn so ein Wörtlein vom Heiraten und daß man da kein armes Mädchen brauchen könne, und schüttete ihm solche Reden auf den Mahlgang seines Herzens, daß er sie drin bei Gelegenheit vermahle. Aber der Andres hatte dazu wenig Lust und schüttete überhaupt lieber sich selbst was auf, als daß er's den andern thun ließ. Zudem war aber dieser Mahlgang in seinem Herzen bereits besetzt und lief auch ganz ordentlich. Schon lang lag ihm die Liebe drin zu einer armen Waise, die bei ihrer Gevatterin wohnte. In der Schule hatten die beiden schon nicht weit von einander gesessen, und der Andres hörte das „Christinle" ganz nah mit ihrer glockenhellen Stimme singen und war drüber so hingenommen, daß er oft den Mund nur aufsperrte und keinen Ton von sich geben konnte. „Ja, wer so singen kann," dachte er, „der muß auch ein gutes Herz haben." Und so ganz unrecht hatte er nicht. Wer seine Ohren hat, hört noch was mehr in einer Stimme, als bloß den Laut, es ist, wie wenn ein Glöcklein tief unten im Herzen mitläutete. Später waren sie miteinander zu Gottes Tisch gegangen und eingesegnet worden. Aber das Mägdlein hatte so wenig an den reichen Müllerssohn gedacht, als eine Schusterstochter an einen Grafen. Denn draußen auf dem Lande ist's auch nicht anders als in der Stadt, die Unterschiede sind auch da vorhanden, und mein Ortsschulze führte deshalb das weise Wort im Mund: „Wenn sie alle gleich wären, gäb's halt keinen Unterschied," und drum kam dem armen Waisenkind es nicht in den Sinn, sein Auge aufzuheben zum Müllerssohn. Der ließ sie aber nicht aus den Augen, und wo er konnte, machte er sich was im Hause der Gevatterin zu schaffen. Wenn sie mit ihrem Christinle zur Mühle kam, samt ihrem Säcklein Weizen, da ließ er sich's nicht nehmen und mahlte es apart auf dem feinsten Gang, und war's fertig gemahlen, so that er wie Joseph in Ägyptenland seinen Brüdern und maß immer noch ein gut Stück mehr in ihren Sack. —Aber ein Müller muß wandern, denn „vom Wasser haben

wir's gelernt!" und: „das muß ein schlechter Müller sein, dem niemals fiel das Wandern ein" — heißt's im Müllerlied. Und so kam es auch an den Andres, wiewohl er am liebsten zu Hause geblieben wäre. Denn das wußte er schon vorher, daß das Wasser die Mühlen treibt und es auf die Steine ankommt, wie fein sie mahlen. Was sollt' er da draußen noch mehr lernen in der Welt? Aber sein Vater verstand darin keinen Spaß; er selbst war gewandert und sein Vater und Großvater auch, und darum biß keine Maus einen Faden von der Regel ab, daß der Andres wandern mußte. Und es ist ja auch gut und recht. Denn nicht bloß, daß man andre Mühlen sieht, sondern auch andre Menschen und andern Brauch — das ist die Hauptsache beim Wandern, und das alte Sprichwort hat recht: „Wer nicht herauskommt, kommt auch nicht heim." Man weiß erst, was man zu Hause hat, wenn man einmal bei fremden Leuten die Füße unter den Tisch gestreckt hat. —

Der Müllerin ging's zwar im Herzen mit Grundeis, als sie daran ging, ihrem Andres das Felleisen zu packen, und der Gedanke kam ihr: ob doch nicht der Vater am Ende recht habe, daß ihr Andres zum Müller kein Genie habe. Und alles stand ihr vor Augen, was dem Buben da draus in der wildfremden Welt begegnen könne, dieweil er ein zu weich Gemüt habe. —

Dem Andres war's aber vor allem schwer, von seinem „Christinle" zu scheiden, und die Angst plagte ihn, daß am Ende ein andrer kommen und sie ihm wegschnappen könne, derweil er in der Fremde wäre. Darum legte er, als die Gevatterin zum letztenmal zur Mühle kam, in den Sack obenauf ein Brieflein und einen goldenen Ring und gestand darin dem Christinle seine Liebe und bat sie, ihm treu zu bleiben, denn er werde es auch thun. Er dachte dabei: „Wenn sie's liest, kann sie immer noch machen, was sie will, denn ich bin dann fort über alle Berge. Glaubt sie's, dann ist sie's wert, daß du sie nimmst, und du hast ihr Herz doch nicht gezwungen;

glaubt sie's nicht und heiratet sie einen andern, dann hat's halt nicht sollen sein." So ging er fort; und das Christinle merkte wohl, daß in dem Sack was Besonderes liegen müsse, denn er war schwerer als alle andern; aber der Andres hatte ihr noch leise gesagt: „Christinle, gieb auf den Sack Achtung und mahlet ihn zur Weihnacht, aber ja nicht früher, und du sollst ihn allein aufmachen."

Und sie that auch so, wiewohl ihr's manchmal am Herzen zupfte schon vor Weihnacht und sie die Lust ankam, hinauf auf den Boden zu schleichen und den Sack aufzumachen. Denn das Christinle war doch trotz ihrer glockenhellen Stimme auch nebenbei ein Menschenkind und zwar ein weibliches noch dazu. Aber jener Bauer hat recht, der einst als tiefe Weisheit aus dem Schatz seiner Erfahrung das Gesätzlein von sich gab: „Es giebt in der Welt halt nichts Merkwürdigeres als — die Mannsleut' und die Weibsleut'." Der geneigte Leser wird staunen, warum er nicht von selber schon längst auf diese Weisheit gekommen ist. Das Christinle aber widerstand allen Gelüsten doch mannhaft, denn sie dachte: „du willst es ihm doch nicht zuleide thun, gegen sein Wort zu handeln," woraus man schon spüren kann, daß dem Christinle das Herz auch nicht mehr richtig im Senkblei stand, wenn es an den Andres dachte.

Am heiligen Abend aber schlich sie still hinauf und öffnete mit zittrigen Händen den Sack. Sie wußte nicht, wie ihr zu Mute war, als sie den Brief las und das Ringlein sah. Sie steckte ihn bald an den Finger, an alle zehn nach der Reihe, außer dem Daumen, bald zog sie ihn wieder an die Lippen; kurz, es war ihr nicht anders, als andern Leuten auch, wenn sie so was lesen und sehen. Dann aber steckte sie kurz entschlossen den Ring ins Brieflein und schob beides in das Mieder und sagte niemand ein Wörtlein davon.

Wenn der Müller und die Müllerin aber so flott zur Kirche fuhren und in ihrem Sitze neben dem Pfarrer sich niederließen, da schaute sie vom Jungfernstuhl manchmal hinüber und hatte

Not, in der Predigt bei der Stange zu bleiben und dem Herrn Pfarrer nicht noch was Apartes von ihren Gedanken in die Predigt hineinzuflicken. — Da geschah's nach Jahren, daß den Müller plötzlich der Schlag traf, als er eben einen schweren Sack heben wollte. Die Mahlknechte trugen ihren Herrn hinauf ins Himmelbett und dort schlummerte er stille ein zur ewigen Ruhe. Das Leid war groß in der Mühle. Die Mahlgänge wurden gestellt und das Wasser abgelassen, und man hörte nur das leise Weinen der Kinder und der Müllerin. Der Leichenzug war stattlich, und bei der Abdankung that der Herr Pfarrer sein Bestes und durfte es auch; denn der Müller war ein braver, christlicher Mann, schlicht und recht, fürchtete Gott und meidete das Böse wie Hiob, wenngleich er ein sorgliches Gemüt hatte. Am Grabe stand von ferne das Christinle auch und schaute zu mit weinenden Augen, wie sie langsam an den Seilen den Müller hinunterließen, und warf auch die drei Hände voll Erde auf seinen Sarg und hatte so ihre eignen Gedanken dabei. Denn das war ihr klar, jetzt mußte der Andres heimkommen — aber dann — was sollt' es werden? — Wie gerne wäre sie zur Müllerin gegangen und hätte ihr nur die Hand gedrückt in ihrem Leid, wenn sie auch sonst nichts hätte herausbringen können.

Nach vierzehn Tagen hatte den Andres endlich der Brief mit der Todesnachricht erreicht, und er schritt eines Abends mit dem Felleisen auf dem Rücken den Wald herunter. Doch ehe er nach Hause ging, öffnete er das Kirchhofpförtlein und ging aufs frisch aufgeworfene Grab und kniete dort eine Weile nieder und dachte so herzinnig an seinen treuen Vater und dankte ihm für seine Liebe. Dann schlug er den Weg zur Mühle ein. Ums Wiedersehen ist's was Schönes auf der Welt und die Menschen rufen sich's zu beim Scheiden. Aber nicht daß man sich wiedersieht, sondern wie — macht die wahre Freude aus. Es giebt auch ein traurig Wiedersehen, da sinkt man sich einander an die Brust und weint sich einmal satt. So

war's dem Andres. Die Müllerin ließ ihn ausweinen, denn sie wußte, daß Gott dem Menschen das Thränenwasser gegeben, damit der heiße Schmerz linde dabei herausfließe und das Wasser ihn kühle. Dann aber hob sie ihm den Kopf in die Höhe und schaute mit Mut und Zuversicht den zum Mann gewordenen Sohn an und sagte ihm: „Andres, es ist Gottes Wille so gewesen, und du mußt dich drein finden, aber des Vaters Segen bauet den Kindern das Haus, und den hast du." Die Müllerin war keine von den Klageweibern, sondern hatte ein tiefes Gemüt und einen festen, mannhaften Glauben und wußte wohl den Ort, wo sie ihren schweren Sorgensack hinwerfen mußte und wo er am besten aufgehoben ist, den der geneigte Leser hoffentlich auch kennt. So stärkte sie ihres weichmütigen Sohnes Herz.

Die Mühle kam wieder in Gang und der Andres that seine Schuldigkeit vollauf; denn von allen Seiten kamen sie und wollten den neuen Waldmüller sehen und hören, was er aus der Fremde mitgebracht hätte. Und allerdings hatte er aus der Fremde manches mitgebracht; manch besseres Mühlwerk gesehen und gründlich aufgezeichnet, um seiner alten Mühle eine bessere Lunge einzusetzen; denn sie schnaufte manchmal in den alten Gängen wie ein Brustkranker. Dazu wußte er den Mahlgästen unter der alten Buche von fremden Ländern und Städten zu erzählen. Darum that er in der ersten Zeit keinen andern Gang, als nur den in die Kirche und zu seines Vaters Grab. Dort fand er manchmal einen frischen Blumenstrauß, wie's gerade die Zeit brachte, eingepflanzt. Aber er fragte nicht den alten Totengräber, wer es gethan, sondern hielt sich still und hatte seine Gedanken dabei. Die alte Gevatterin kam zur Mühle mit dem Christinle, auch da ließ er sich nichts merken, sondern schüttete nur besonders viel auf und befahl den Sack besonders dem Mädchen. Diesmal durfte sie ihn gleich aufmachen und den Zettel zog sie aus dem Mehle, darauf stand nur geschrieben: „Du warst treu — ich bin es

auch; warte nur, bis das Trauerjahr vorüber ist." — Nun wußte sie schon genug.

Wohl hatte die Mutter, die der Sohn nicht aus dem Hause ließ, so dann und wann einmal dem Andres unter seinen weißen Mehlwams gefühlt, in der Herzgegend herum, mit allerhand Fragen, wie zum Exempel: „ob's draußen im Reich auch so saubere Mägdlein gebe, wie hier, und ob ihm nicht so etwas warm geworden wäre auf einer Mühle — oder ob's gar keine Töchter drin gegeben und nur lauter Buben," und was solcher Fragen mehr waren. Aber der Andres lachte nur auf den Stockzähnen vor sich hin und sagte nichts als ja und nein. Aber am Ende des Jahres vertraute er sich dem Mutterherzen und sagte: „Mutter, Ihr habt allewege es gut mit mir gemeint, und ohne Euch will ich auch keinen Schritt weit gehen" und offenbarte ihr sein Herz. Die Müllerin schwieg eine Weile und schaute ihm nur voll in seine hellen, blauen Augen. Dann aber reichte sie ihm die Hand und sagte: „Andres, dein Vater, Gott hab' ihn selig, hat zwar andre Gedanken früher mit dir gehabt und immer gesagt, daß du das Einmaleins nicht verstehst, und gedacht, man müsse für dich sorgen. Ich sehe nun aber, daß du schon gesorgt hast, und es trifft sich wunderbar. Als du fort warst und das Christinle mit ihrer Gevatterin zum Mahlen gekommen ist, da hat dein Vater selig jedesmal gesagt: ‚Das Christinle thut's einem wahrhaftig an; schade nur, daß sie kein Geld hat, denn sauber ist sie an Leib und Seel' und ein treues Herz hat sie auch, das kann man schon sehen, wie sie zu ihrer Gevatterin ist. Die wär' so was für unsern Andres, wenn sie nur ein paar hundert Gulden hätte!' Und ich muß auch sagen, daß mir das Ding ins Herz gewachsen ist, und ich habe drum deinem Vater gesagt auf seine Rede: ‚Vater, wenn unser Andres das Mädchen mag, so sieh nicht aufs Geld, denn das Geld ist oft ein Galgen. Und was nützt mich der Galgen, wenn er von Gold ist, und ich muß dran hängen.' Da hat dein Vater selig gelacht und gesagt:

‚Mutter, du hast eigentlich recht. Mir soll sie auch so recht sein.‘ Aber ich hab’ dir nichts davon gesagt, denn „gezwungene Eh’ thut weh,“ und in Hochzeitssachen ist bös raten. Aber du siehst, du hast deines Vaters selig Segen und meinen auch.“

Da fiel dem Andres ein Stein vom Herzen, größer als irgend einer, den er in seiner Mühle hatte. Denn es war ihm schwer, wenn er daran dachte, daß sein Vater sich noch im Grabe ob solcher Heirat herumdrehen könnte.

Wie’s dem Christinle zu Mute war, kann sich der geneigte Leser selber ausmalen, denn der Verfasser ist kein absonderlicher Liebhaber von Liebesgeschichten, so gern er sonst den Leuten die Hochzeitspredigt hält. — Das ganze Dorf war des Todes verwundert über diese Heirat; denn manches Mädchen wäre gern auf die Mühle gegangen und in dem Kirchenstuhl neben dem Pfarrer gesessen, und hätte dann auch noch den Andres obendrein mit in den Kauf genommen. Und doch freute es die Rechtschaffenen im Dorfe, daß der Andres keine „Fremde“ hereingebracht und auch nicht auf den Geldsack geschaut. So wurde Hochzeit in allen Ehren gefeiert; die ganze Hochzeitsreise ging nur von der Kirche in die Mühle. An solcher Reise ist’s gerade genug, denn die größte Reise kommt dann doch hinterher, wenn man so jahrelang mit einander wandert, und auf den heutigen Hochzeitsreisen verderben sich die meisten Leute.

Derweilen drinnen die Müllersleute ihren Hochzeitsschmaus und unter dem Schatten der großen Buche auf dem Hofe oben die Spatzen und unten die armen Kinder des Dorfs ihren Imbiß hielten, wobei man nicht wußte, welcher Schnabel hungriger war und tapferer zugriff, ob der Spatzen- oder Kinderschnabel — saßen in der Dorfschenke ein Paar Gesellen bei einander, denen der geneigte Leser nicht ohne weiteres den kleinen Finger in den Mund gesteckt hätte. Hinter ihren

Gläsern mit Wachholderschnaps drückten sie die Köpfe zusammen und schauten sich gegenseitig verständnisvoll, mit den Augen zwinkernd, an. Das war der Schneiderhenner und Hajum Levi, der Ortskrämer. Einer war den andern wert, was die Schlauheit anging, und was der eine nicht wußte, das wußte sicher der andre um so besser. Ihre Hauptkunst bestand darin, Gold- und Silbervögel zu fangen und dabei keinen Tropfen Schweiß zu vergießen. Denn vom Schneiderhandwerk hielt der Henner nicht viel, weil man dabei viel Stiche machen muß und sich die Hornhaut an die zarten Finger näht; und der Hajum Levi war in seinem Kram wenig zu sehen, denn das dünkte ihm zu langweilig, den Bauern ein paar Quentlein Schnupftabak zuzuwiegen, oder Düten zu drehen, überließ das lieber seinem Weibe und seiner ältesten Tochter und begab sich dagegen gern auf Reisen, um große Geschäfte zu machen. Von Religion hielten die beiden nichts; der eine machte von seinem Christentum und der andere von seinem Judentum keinen Gebrauch, und der einzige Unterschied war nur der, daß der eine am Karfreitag und der andre am „langen Tag" sich nicht sehen ließ, sonst fürchteten die zwei weder Gott noch Menschen. Der Schneiderhenner wußte von jedem Bauer, wie „schwer" er war, auf Heller und Pfennig, denn als er noch auf dem Handwerk arbeitete, war er in die Häuser gekommen und hatte in allem herumgeschnüffelt, wie der Marder im Hühnerstall. Und der Hajum Levi wußte das Landrecht fast auswendig, denn er lag oft zu Gericht, und war an ihm ein richtiger Advokat verloren gegangen.

Diese zwei edlen Zeitgenossen waren es, die während der Müllerhochzeit beisammen saßen und ihre beiden Köpfe zusammen steckten.

„Der Waldmüller hat auch eine gute Partie gemacht, hinten nix und vornen nix," sagte lachend der Schneiderhenner. „Ein blutarmes Waisenkind auf einer Mühle! Hajum! Der Waldmüller macht's nicht lang. Dazu hat er noch an

seiner Mühle herumgebestelt, und der ist doch nicht mehr aufzuhelfen."

Der Hajum spitzte die Ohren und drückte das eine Auge zu. „'aß Ihr recht habt, Schneiderhenner, aber der Waldmüller hat e schön Geschäft und e gut Kundschaft und Kredit. Was will man mehr. Er ist e gemachter Mann, der Waldmüller."

„Hajum, du weißt doch, daß er Hypothek hat auf seiner Mühle, und daß er alle Vierteljahr Zins zahlen muß?"

„So? — 'aß ich nicht weiß, daß er Hypothek hat auf seine Mühl'!"

„O Hajum! du weißt's besser als ich, in deinem Hirnschädel, daß er Hypothek hat; wart Spitzbub'."

„Will ich nicht sein gesund, wenn ich weiß, daß er Hypothek hat. Wie viel soll er haben auf seiner Mühl' vom Herrn Stadtrat?"

„Siehst du, du weißt es. Wer hat dir was vom Stadtrat gesagt, he?"

„'aß ich's habe vergessen, daß er Hypothek hat, werd' ich m'rs aber schreiben hinter die Ohre."

So redeten die zwei, als fremde Gäste kamen und dem Gespräch ein Ende machten. Jeder hatte aber einen Funken mitgenommen zum Weiterdenken.

In der Mühle ging's flott und gut. Die junge Müllerin that sich tapfer um und sprach mit den Mahlgästen so zuthunlich, als wäre sie schon jahrelang auf der Mühle gewesen. Der Waldmüller hatte sich einen rechten Segen ins Haus geheiratet, denn die junge Müllerin hatte ein sonniges Gemüt, und ihre glockenhelle Stimme klang noch mehr durchs Haus als das Glöcklein zum Aufschütten. Sie hatte sich das Wort aus der Hochzeitspredigt gemerkt: „Du sollst um ihn sein — nicht wie ein dunkles, schweres Wetter, wie so manche Frau,

sondern wie der liebe, lichte Sonnenschein." Der Waldmüller konnte es wohl brauchen, denn sein weiches Gemüt war auch leicht verzagt und mit Sorgen gefüllt. Und die fehlten nicht. Da das Geschäft so gut ging, hatte sich zwei Stunden unterhalb ein neuer Müller, der von auswärts gekommen, niedergelassen; niemand wußte, woher er kam, noch wer ihm das Geld zum Bau gegeben. Nur war der Hajum Levi manchmal auf dem Bau zu sehen und interessierte sich sehr, als die Mühle aus dem Grunde heraufstieg. Der Waldmüller sah dem mit Sorgen zu, denn er dachte, die Kundschaft aus der Ebene käme nun nicht mehr herauf, weil sie's näher habe. Aber die alten Mahlgäste versicherten ihm, sie blieben der Mühle treu und mit dem „Fremden" wollten sie nichts zu thun haben.

Das folgende Jahr aber war ein hartes. Alles verregnete und die Ernte war verloren. Wasser hatte der Waldmüller vollauf, aber nichts zu mahlen, denn die Leute mußten das Mehl kaufen. Die Armen kamen zu ihm und kauften auf Borg, denn sie wußten, daß der Waldmüller ein gutes Herz hatte.

Das ging wohl so eine Weile, und der Waldmüller konnte den ersten Stoß schon aushalten, weil er noch ordentlich Mehl auf Lager hatte, das gut im Preis stand. Freilich seufzte er im stillen, als er den blanken Zins in einen Sack füllte und damit zum Städtlein ging, an Mariä Lichtmeß, zum Herrn Stadtrat.

„Nun, Waldmüller," sagte derselbe, „Ihr seht heute nicht so lustig und heiter aus wie sonst! Hat Euch Eure Frau das Leben schon sauer gemacht, oder ist Euch sonst was passiert?"

„Das nicht, Herr Stadtrat, sie ist gerade noch so wie am ersten Tag, als wir vom Altar weg sind. Aber es sind schlechte Zeiten und das Mahlwerk steht seit ein paar Monaten still, und das ist böse, vorab für einen Müller."

„Nun, es kommen auch wieder bessere Zeiten, Waldmüller. Euer Vater hat auch schlechte Zeiten gehabt, aber den

Zins hat er nie vergessen. Macht's auch so." Und damit reichte er ihm die Hand.

Der Müller lächelte wehmütig und wiederholte sich das Wort: „macht's auch so" auf dem Wege nach Haus.

Der Stadtrat war ein wunderlicher Kauz. Das Heiraten hatte er über all dem „Geschäft" vergessen und mochte auch so denken wie einst ein höherer Kollege, der nicht heiraten wollte, „weil es so unbequem sei, immer eine fremde Person um sich herumlaufen zu haben." Er lebte mit einer alten Schwester zusammen, die auch nicht ans Heiraten gekommen war, und zwar aus dem einfachen Grunde, weil keiner bei ihr angefragt hatte. Die Leute in dem Städtlein waren geteilter Meinung. Die einen hielten die Geschwister für Geizhälse und Leuteschinder, und dann ging wieder die Rede, daß der Stadtrat oft verkleidet am Abend in die Vorstadt gehe und armen Leuten selbst im Henkelkorb allerlei Nahrung bringe. Kurz, klug wurde kein Mensch aus ihnen, denn ein Dienstmädchen, das nötigenfalls was ausgeplaudert hätte, hielten sie nicht. Der Stadtrat wichste vielmehr selbst seine Stiefel so blank, wie kein Schustergesell sie hier bringt, und machte sich auch selber sein Bett, so wie er's gerade haben wollte. Und das alte Fräulein machte es gerade so, und ihr Mops war so verschwiegen, daß nichts aus ihm herauszubringen war. Das war der „Hypothekarius," wie ihn der Waldmüller nannte, dem sein Vater schon seit Jahren sechstausend bare Gulden schuldete, die auf die Mühle eingetragen waren.

Der Müller war im Heimweg in seinen sorglichen Gedanken versunken; drum war es gut, daß ihm mitten im Walde sein Weib begegnete, das ihm entgegengegangen war. Er war überrascht und schrak fast zusammen, als ob er auf einer bösen That ertappt worden wär'.

„Wo kommst du her, Christinle?" fragte er sie.

„Ei, von zu Haus, dir, herzallerliebster Schatz, entgegen. Weißt, mir ist zu Haus so himmelangst um dich geworden, es

mög' dir was passiert sein, daher mich's nicht mehr zu Haus gelassen. Denk', der Schneiderhenner war auf der Mühle ein Stündlein nachher, wie du fort warst, und bringt einen kleinen Sack voll Gerste zum Mahlen, und geht dann selber hinein in die Mühle und besieht sich alles ganz genau, auch deinen neuen bairischen Mahlgang, und fragt den Mahlknecht, was er gekostet und was der Vorteil dabei wäre. Dabei hat er ihn so pfiffig angeschaut mit seinen grauen Augen und hat dem Burschen so was hinfallen lassen in seiner Rede, daß er noch bessere Arbeit und mehr Lohn wüßte auf einer andern Mühle. Ich hab' durch die Mahlstube zugehört, aber alles nur so halb, und bin dann herunter an den Mahlgang und habe getrieben, daß der Schneiderhenner sein Mehl kriegt. Andres, nimm dich in acht vor dem und red' doch mit dem Mahlburschen."

Dem Andres wallte es dann und wann auf vor Zorn, vorab, daß der Schneiderhenner den bairischen Mahlgang so genau betrachtet. Denn der war sein Stolz und sein Geheimnis. Deswegen sank er noch mehr ins Brüten hinein, was der Henner wohl vor hätte.

„Sei getrost, Andres," sagte die Müllerin, „und laß Gott walten, der auch den bösen Menschen wehrt." Und doch lag ihr der Schrecken in den Gliedern, und sie konnte den giftigen Blick des Henner nicht loswerden. Als es aber zu Hause zum Abendsegen läutete, da betete sie inbrünstig wie noch nie:

Will Satan uns verschlingen,
So laß die Englein singen:
Dies Kind soll unverletzet sein.

War das vergangene Jahr voll Regen, so war das nächste Jahr ein Dürrjahr, und auch da wuchs wenig, und an dem wenigen nagten noch die Mäuse, die in Scharen über die Felder kamen. Dazu aber hatte die Mühle zum erstenmal

wenig Wasser, denn selbst die besten Quellen hatten sich vor der Sonnenhitze versteckt und in die Tiefe verkrochen. Das war nun erst recht schwere Zeit. Dazu war dem Waldmüller ein Kindlein geboren, aber die Müllerin selbst lag schwer darnieder; denn bei dem heißen Wetter hatte sie das Kammerfenster aufgemacht und vergessen, es in der Nacht zu schließen. So kriegte sie ein böses Fieber, und alle Tage kam der Physikus zwei Stunden weit her und schüttelte den Kopf bedenklich. Da ging's dem Andres mit Grundeis, denn alles hätt' er ertragen, nur seinem Weibe sollte nichts fehlen. Und nun redete der Mund, der ihn so oft getröstet, irre, Tag und Nacht, und es ging schlimmer als in seinem Mahlgang auf den Lippen der armen, vom Fieber geplagten Frau. — Die Leute fürchteten nun das hitzige Fieber und die Ansteckung und kamen nicht zum Mahlen, sondern probierten die neue Mühle. Und der Mahlmüller gefiel ihnen recht gut, weil er ein Mundstück hatte für sechse und das Blaue vom Himmel herunter redete. Schon früher hatte der Andres es gemerkt, daß die kleinen Leute, besonders die, denen er im teuren Jahr Mehl auf Borg gegeben, ihn mieden und zum Untermüller mit ihrem Weizen gingen. Aber das kam daher, daß sie dem Hajum Levi noch mehr schuldeten, als dem Müller, und der ihnen nur unter der Bedingung das Geld geliehen, daß sie beim Untermüller mahlten. Da, in all diese Not hinein, kam der Zinstag auf Martini, und zum erstenmal wußte der Andres nicht, wo aus und ein. Der Physikus gab seine Kunst und Weisheit auch nicht umsonst her, so wenig wie der Apotheker sein Tränklein; die Armen wollte der Andres nicht drücken in der schlechten Zeit, so mußte er sich dran geben und dem Stadtrat schreiben, wie der Knecht im Evangelio: „Habe Geduld mit mir, ich will dir alles bezahlen." Der Stadtrat erließ ein Schreiben, das nicht gerade mit Rosenöl geschrieben war, worin er aber doch dem Müller noch Ausstand gab bis zu Neujahr. Sagen konnte der

Müller seinem Weibe nichts, denn die lag immer noch im Fieber und redete alles durcheinander.

Von dem Briefe des Stadtrats hatte aber einer Wind gekriegt und das war der Schneiderhenner. „Jetzt geht's dem Müller an den Kragen! Hajum Levi! paß auf und spitze die Ohren, jetzt blüht dein Weizen und die Mühle ist dein," sagte er vor sich hin und berechnete seinen Profit bei der Sache. Denn er besorgte für den Hajum so das erste Vorpostengefecht, fiel's schlecht aus, so blieb die Sache am Schneiderhenner hängen, der ohnehin schon mehr als einmal das Gefängnis von innen gesehen, und gelang's, so hatte er einen schönen Gewinn. Durch den Mahlknecht, der auf ersten Januar gekündigt, hatte er alles erfahren. Das Neujahr kam, aber Geld kam keines in die Mühle. Nur die Müllerin war wieder aufgestanden und ging wieder, wenn auch sterbensschwach und wie ein Schatten, in der Mühle herum. Ihr hatte manchmal so schwer geträumt und sie hatte dabei den Schneiderhenner und den Hajum um die Mühle schleichen sehen, wie wenn sie herein wollten. Ihrem Andres sprach sie Mut zu und als der Erste kam, hatte sie sich festtäglich angezogen und trat vor ihren Mann.

„Andres," sagte sie, „Geld habe ich dir keins mit in die Ehe gebracht, aber ein gutes Gewissen und einen tapfern Mut. Ich geh' für dich zum Stadtrat und bitte um Aufschub."

Der Andres wußte nicht, was er sagen sollte, nur standen ihm ein paar große Thränen im Auge. Er schüttelte stumm mit dem Kopf.

„Nein, Andres, ich gehe. Heute nacht hab' ich's mit unserm Herrgott fertig gemacht, daß ich für dich gehe." Das sagte sie so bestimmt, daß der Andres ihr nur still die Hand reichte. Er sah ihr lange nach, bis sie mit dem Wägelein im Wald verschwand.

„Das ist eine Goldseele," sagte er, „und wenn ich alles verliere, die bleibt mir doch."

Welchen Kampf sie gehabt und was sie gehört bei dem Stadtrat, davon sagte sie kein Wörtlein, nur das Resultat brachte sie dem Andres mit, daß der Stadtrat noch einmal warten wolle, aber dann sei's am Ende.

Aber auch von dem Gang der Müllerin hatte der Schneiderhenner Wind bekommen. Eine Woche danach stand Hajums Gaul mit der Kalesche vor dem Hause des Stadtrats und der Schneiderhenner hielt die Zügel, derweilen der Hajum oben war.

Der Stadtrat rauchte gerade seine Meerschaumpfeife und hatte dabei, wie jeder echte Meerschaumpfeifenraucher, seine guten Gedanken, als unter vielen Bücklingen der Hajum in das Zimmer trat. Mit vielen Umschweifen sagte er dem Stadtrat, wie er jetzt gerade bare sechstausend Gulden daliegen habe und gern dafür eine Hypothek nehme. Nun habe er gehört, daß der Waldmüller akkurat so viel stehen habe. Es sei doch weitläufig für den Mann, immer den Zins nach der Stadt zu bringen, bei ihm habe er es näher, und was dergleichen Reden waren. Der Stadtrat paffte aus der Pfeife ein paar kräftige Züge und sagte: „Hajum, spart Euer Maul, 's ist schade dafür, so krumm es auch ist. Der Müller behält sein Kapital auf der Mühle, wie schon sein Vater selig."

„Aber zahlt der Müller, Herr Stadtrat?" entgegnete Hajum; „zahlt er Zinsen?"

„Was geht Euch das an?" fuhr der Stadtrat auf. „Geht Eure Wege, Hajum, und laßt Euch die Mühle nicht in den Sinn kommen, denn die wollt Ihr ja doch haben."

„Ich will nicht gesund sein, wenn ich haben will die Mühle. Der Andres soll mahlen, er ist ein braver Mann. Aber ich will mein Geld sicher anlegen. Geben Se m'r die Hypothek und ich geb' fünfhundert Gulden mehr als sechstausend. Ja, ich will geben siebentausend, wenn der Herr Stadtrat mir die Hypothek geben."

„Was sagst du da, Hajum? Raus mit dir und du läßt dich nicht mehr blicken," und dabei dampfte er ihm solche Wolken ins Gesicht, daß der Hajum zu niesen anfing und gar nicht mehr aufhörte, und über dem Niesen drängte ihn der Stadtrat zur Thüre hinaus.

Als er unten ankam, sagte er dem Schneiderhenner kein Wort von alledem, sondern nur: „E scharmanter Mann, der Herr Stadtrat, e scharmanter Mann." Der Henner war aber so klug wie vorher durch solche Rede.

Als die nächste Zinsfrist anrückte, da kam der Schneiderhenner wieder mit seinem Sack angefahren, um beim Waldmüller mahlen zu lassen. Die Müllerin sah ihn kommen und das Herz schlug ihr dabei. Als er aber vollends ihren Andres auf die Seite nahm in die Ölmühle und mit ihm lange drin blieb, wurde es ihr vollends angst. Endlich kamen sie heraus und die Müllerin wußte schon, was geschehen war; denn die Liebe liest im Antlitz und braucht dazu weder das Buchstabieren noch das Lautieren vorher zu lernen. Am Abend gestand ihr der Andres, daß morgen der Hajum kommen und ihm die Mühle abkaufen wolle.

Da ging die Waldmüllerin hinaus auf den Flur und bedeckte ihr Gesicht mit den Händen. Sie wußte wohl, daß, wenn sie im Augenblick ein hartes Wort sagte, das Öl ins Feuer gießen würde, drum wollte sie erst einmal still werden. Und daran hat sie recht gethan. Denn es versehen's viele in solcher Lage, wo einem der Gaul durchgehen will. Das beste Wort fleckt nicht, wenn's zur Unzeit oder im Unmut herauskommt. „Also so weit ist's gekommen," sagte sie vor sich hin, „der Andres hat das Heft verloren. Ist er einmal in des Hajums Hand, dann läßt der ihn nicht mehr los." — Aber sie sagte kein Wort, nur schlug sie das Tuch über den Kopf und ging still in der Dämmerung ins Dorf. Von dort kam sie wieder und ihr Antlitz sah trotz der Thränen heiter aus wie ein Abendhimmel, nachdem es gewittert hat, wo dabei die Tropfen

noch im Abendsonnenschein glänzen. Dem Andres bot sie die Hand, der nicht wagte zu fragen, wo sie gewesen, sondern in sich versunken dasaß.

Am frühen Morgen kam der Hajum angefahren mit seinem Adjutanten, dem Schneiderhenner. Den bat aber der Andres draußen zu lassen. Dafür kam aber noch ein andres Wägelein angefahren, und darauf saß ein breiter, stämmiger Mann mit einem großkrempigen Hut und schneeweißem Haar. Er stieg ab und ging ohne weiteres mit herein in die Stube und setzte sich mit an den Tisch. Der Andres war zwar verwundert, seinen alten Paten, den besten Freund seines seligen Vaters, zum Besuch zu erhalten, und war ihm eng unter dem Brusttuch, daß der Hajum gerade da war.

„Nun, Andres, du wirst vor deinem Paten doch kein Geheimnis haben? Schau, als ich den Hajum und den Schneiderhenner mitsammen zur Mühle fahren sah, da hab' ich gedacht, du fährst auch einmal mit, vielleicht kannst du deinem Patenkind was helfen beim Handel.

Verlegen schaute der Andres auf den Boden und sagte: „Herr Pate, es soll mir lieb sein, daß Ihr da seid, denn ich versteh' doch von den Sachen nicht so viel," und im stillen war's ihm ganz recht, denn er fürchtete sich vor dem Hajum. „Nun, laßt einmal hören, Hajum, was Ihr für guten Rat in Euerm Kopfe für den Waldmüller habt."

Der Hajum hustete zuerst heiser ein Stücklein vor und dann zog er eine Karte heraus und eine Geldrolle nach der andern legte er langsam auf den Tisch. Das war die Vorrede, und der alte Pate verstand sie aus dem Fundament. Dann begann der Hajum seine Rede, die ihm der Schneiderhenner anvertraut, daß der Waldmüller willens wäre, die Hypothek auf die Mühle abzuzahlen an den Stadtrat samt Zins von einem Jahr und die Mühle verkaufen, weil sie doch verschlissen wäre und kein Wasser hätte und der Untermüller ihn aus dem Sattel gehoben, denn der mahle seiner mit den

neuen Mahlgängen und habe Zuspruch von allen Seiten. Wenn er die Mühle verkaufe, so bleibe ihm immer noch ein schön Stück Geld übrig. Da zählte er ihm an den Fingern herunter, was er alles damit anfangen könne. Das sei doch besser, als dem Stadtrat in die Finger fallen, denn der sei als ein Halsabschneider bekannt.

Die Müllerin stand hinter ihres Mannes Stuhl und schaute bald auf den Hajum, bald auf den Paten hinüber.

„Weiter nichts, Hajum?“ sagte der Pate, mit den Fingern auf dem Tisch trommelnd und den Andres fest anschauend. „Wie viel willst du denn geben, Hajum, für das Anwesen?“

„Zehntausend Gulden, das ist die Mühle immer noch wert.“

„Zehntausend Gulden also? Andres, da ist deine Ölmühle allein mehr wert und die paar Äcker drum herum, und dafür willst du deines Vaters selig Mühle hergeben? Andres, das thust du nicht.“

Der Andres stierte vor sich hin. Es schien auch ihm ein Spottpreis. Aber der Stadtrat und die Exekution lagen ihm auch im Sinn. Er redete kein Wort.

„Meinethalben elftausend Gulden, soll mir nicht darauf ankommen, Waldmüller, ganze tausend Gulden mehr. ’S is Euer Glück, ihr seid dann e freier Mann.“

„Auch um elftausend nicht,“ sagte ruhig der Pate. „Hajum, spart das Reden, der Andres bleibt auf der Mühle, so wahr ich sein Gevatter bin. Andres, hast du denn all dein Vertrauen auf Gott verloren und auf deine Freunde? Warum bist du nicht gekommen?“

„Weil ich mich schäme in’n Erdboden hinein,“ sagte kleinlaut der Andres.

„Aber vor dem Schneiderhenner hast du dich nicht geschämt. Andres, ich bin kein reicher Mann und muß meine Sachen zusammenhalten, aber für den Zins steh’ ich ein beim

Stadtrat fürs letzte Jahr. Hajum, 's ist nichts mit dem Handel, packt Eure Sachen zusammen und steckt Eure Rollen wieder in Euern Gurt und habt acht, daß Ihr keine verliert, 's wär' schad' drum." Damit stand der Pate auf und nahm den Andres vom Stuhle weg.

„Ich geb' zwölftausend," rief der Hajum, aber des Paten kräftige Hand hielt ihm den Mund zu und legte sich wie ein großes Pflaster darüber, und dabei drängte er den Hajum vom Tisch weg der Thüre zu, daß der kaum noch seine Rollen alle wegbrachte. Draußen stieg er in seine Kalesche und der Schneiderhenner kutschierte, aber der Hajum sagte nichts als nur: „E scharmanter Mann, dem Waldmüller sein Pate, ganz e scharmanter Mann." —

Dem Waldmüller war's, wie wenn er von einem bösen Traum aufwachte, und konnte sich kaum erst recht besinnen, wie alles gekommen. Nach und nach kam's heraus, daß der Schneiderhenner ihn in der Ölmühle dazwischen gehabt und ihn gepreßt hatte mit Fragen und Drohungen, und wenn der Hajum es fertig mache mit dem Stadtrat und die Hypothek bekomme auf die Mühle, dann sei er gar ganz drum. Denn zahlen könne er doch nicht, und kein Mensch leihe ihm auf die Mühle eine neue Hypothek, drum sollte er lieber verkaufen, da käme er besser weg. In der Angst seines Herzens sah er schon alles verloren und gab zu, daß der Hajum komme. Das alles hatte die Waldmüllerin auf den Gesichtern ihres Mannes und des Schneiderhenners gelesen und drum dachte sie: Du schweigst, aber du holst dir eine Hilfe, die dein Andres nicht ablehnen kann, und das war der Pate. So war der Angriff abgeschlagen für diesmal, und der Hajum hatte seinen Gaul umsonst angespannt. Tags darauf fuhr der Pate nach dem Städtlein und hielt ein langes Zwiegespräch mit dem Stadtrat, von dem aber nichts verlautete. Der Schluß war nur, daß der Stadtrat dem Paten die Quittung gab, aber dazu auch wieder das Geld auf Heller und Pfennig. Von

mög' dir was passiert sein, daher mich's nicht mehr zu Haus gelassen. Denk', der Schneiderhenner war auf der Mühle ein Stündlein nachher, wie du fort warst, und bringt einen kleinen Sack voll Gerste zum Mahlen, und geht dann selber hinein in die Mühle und besieht sich alles ganz genau, auch deinen neuen bairischen Mahlgang, und fragt den Mahlknecht, was er gekostet und was der Vorteil dabei wäre. Dabei hat er ihn so pfiffig angeschaut mit seinen grauen Augen und hat dem Burschen so was hinfallen lassen in seiner Rede, daß er noch bessere Arbeit und mehr Lohn wüßte auf einer andern Mühle. Ich hab' durch die Mahlstube zugehört, aber alles nur so halb, und bin dann herunter an den Mahlgang und habe getrieben, daß der Schneiderhenner sein Mehl kriegt. Andres, nimm dich in acht vor dem und red' doch mit dem Mahlburschen."

Dem Andres wallte es dann und wann auf vor Zorn, vorab, daß der Schneiderhenner den bairischen Mahlgang so genau betrachtet. Denn der war sein Stolz und sein Geheimnis. Deswegen sank er noch mehr ins Brüten hinein, was der Henner wohl vor hätte.

„Sei getrost, Andres," sagte die Müllerin, „und laß Gott walten, der auch den bösen Menschen wehrt." Und doch lag ihr der Schrecken in den Gliedern, und sie konnte den giftigen Blick des Henner nicht loswerden. Als es aber zu Hause zum Abendsegen läutete, da betete sie inbrünstig wie noch nie:

Will Satan uns verschlingen,
So laß die Englein singen:
Dies Kind soll unverletzet sein.

War das vergangene Jahr voll Regen, so war das nächste Jahr ein Dürrjahr, und auch da wuchs wenig, und an dem wenigen nagten noch die Mäuse, die in Scharen über die Felder kamen. Dazu aber hatte die Mühle zum erstenmal

wenig Wasser, denn selbst die besten Quellen hatten sich vor der Sonnenhitze versteckt und in die Tiefe verkrochen. Das war nun erst recht schwere Zeit. Dazu war dem Waldmüller ein Kindlein geboren, aber die Müllerin selbst lag schwer darnieder; denn bei dem heißen Wetter hatte sie das Kammerfenster aufgemacht und vergessen, es in der Nacht zu schließen. So kriegte sie ein böses Fieber, und alle Tage kam der Physikus zwei Stunden weit her und schüttelte den Kopf bedenklich. Da ging's dem Andres mit Grundeis, denn alles hätt' er ertragen, nur seinem Weibe sollte nichts fehlen. Und nun redete der Mund, der ihn so oft getröstet, irre, Tag und Nacht, und es ging schlimmer als in seinem Mahlgang auf den Lippen der armen, vom Fieber geplagten Frau. — Die Leute fürchteten nun das hitzige Fieber und die Ansteckung und kamen nicht zum Mahlen, sondern probierten die neue Mühle. Und der Mahlmüller gefiel ihnen recht gut, weil er ein Mundstück hatte für sechse und das Blaue vom Himmel herunter redete. Schon früher hatte der Andres es gemerkt, daß die kleinen Leute, besonders die, denen er im teuren Jahr Mehl auf Borg gegeben, ihn mieden und zum Untermüller mit ihrem Weizen gingen. Aber das kam daher, daß sie dem Hajum Levi noch mehr schuldeten, als dem Müller, und der ihnen nur unter der Bedingung das Geld geliehen, daß sie beim Untermüller mahlten. Da, in all diese Not hinein, kam der Zinstag auf Martini, und zum erstenmal wußte der Andres nicht, wo aus und ein. Der Physikus gab seine Kunst und Weisheit auch nicht umsonst her, so wenig wie der Apotheker sein Tränklein; die Armen wollte der Andres nicht drücken in der schlechten Zeit, so mußte er sich dran geben und dem Stadtrat schreiben, wie der Knecht im Evangelio: „Habe Geduld mit mir, ich will dir alles bezahlen." Der Stadtrat erließ ein Schreiben, das nicht gerade mit Rosenöl geschrieben war, worin er aber doch dem Müller noch Ausstand gab bis zu Neujahr. Sagen konnte der

nicht angenehm. Aber der Herr Stadtrat haben mich rufen lassen. Er braucht Geld, bares Geld, denn er baut e naies Haus, ganz e naies Haus und hat mir Eure Hypothek abgetreten. 'S is alles richtig auf Heller und Pfennig, gestempelt und gesiegelt. Ihr könn's glauben. Aber der Hajum braucht sei Geld auch, denn die Untermühl', die mein ist, kost' mich auch Geld, drum möchte ich mei Geld in vier Wochen, länger kann ich nit warten. Es ist Euch gekündigt, Waldmüller, aber es geht nit anders, thut mir leid, aber die Zeiten sin schlecht," und dabei schaute er auf den Waldmüller und auf den Eindruck, den seine Rede mache.

Der Waldmüller aber schaute ihn ruhig an und ließ ihn ausreden und sagte dann: „Seid Ihr fertig, Hajum?"

„Ganz fertig, Waldmüller, ganz fertig."

„Hajum, es ist gut. Aber Ihr braucht nicht noch vier Wochen zu warten," und damit stand er auf und ging an den Schrank und holte einen schweren Sack heraus.

„Hajum, die Hypothek her, da sind Eure sechstausend Gulden auf Heller und Pfennig; der Herr Notar sind auch da und wollen's gleich fertig machen."

„Wa, wa, wa, wa—" stotterte der Hajum, „der Waldmüller will gleich bezahlen, gleich bezahlen" — vom Schreck in allen Gliedern gerührt. „Gottes Wunder, hat der Waldmüller gemahlen all das Geld in der Nacht, hat er gehext, gezaubert, werd' ich'n verklagen!"

Der Notar trat jetzt herein und spitzte seine Feder.

„Is es möglich, Herr Notar — der Waldmüller zahlt die Hypothek gleich, gleich?"

Die Rollen wurden auf den Tisch gelegt, der Hajum prüfte sie und meinte immer, er hätte die Rollen schon wo gesehen, aber er war wie auf den Kopf geschlagen. Die Hypothek wurde kassiert, und der Hajum wußte nicht, wie er zur Mühle hinaus kam, und rief beständig: „Unmeglich — unmeglich! Hajum, du bist verloren! hast de verloren viertausend

Gulden an den Stadtrat. Hajum, du bist e Schuft an dein'm Weib, an deine Kinder."

Die Waldmüllersleute aber sagten kein Wort, nur mit einem Blick tiefen Mitleids schauten sie dem verzweifelten Manne nach. —

Wie war das alles gekommen? fragt der geneigte Leser. Ja, wie war das alles gekommen? Wunderbar und doch alles einfach, wie alles Wunderbare, das Gott thut, wenn er einem Menschen helfen will.

Der Pate hatte damals auf den Stadtrat einen tiefen Eindruck gemacht. Er hatte ihm erzählt von der alten Waldmühle, von all den Schlichen und Ränken gegen den braven Müller, den seine Gutherzigkeit gegen die Armen und seine Treue gegen die arme Waise in manche Not gebracht. Dann erzählte er die Geschichte des Waisenkindes, der Christinle, schlicht und ans Herz greifend, daß der Stadtrat manchmal die Wolken hinausblies und es fast Nacht wurde, alles, um seine Rührung zu verbergen. Deswegen schenkte er gleich den Zins. Als nun der Hajum wiederkam mit seinem hohen Angebot, da blitzte ihm plötzlich ein Gedanke durch seinen Stadtratskopf. Er nahm das Anerbieten an und stellte die Hypothek auf den Hajum aus. Aber am Abend ließ er den Notar holen und sagte ihm: „Herr Notar, sagt Eurer Frau, daß Ihr heute nacht nicht heim kommt. Ihr fahrt eilig nach der Mühle und bringt dem Müller die sechstausend Gulden und noch viertausend dazu und gebt ihm den Brief. Ihr schreibt dann die Hypothek wieder auf meinen Namen und das andre gebt Ihr dem Waldmüller. So Punktum. Das andre steht im Brief."

Damit drängte er auch ihn zur Thür hinaus und befahl ihm noch extra, einen andern Weg nach der Stadt zu fahren, damit der Hajum seiner nicht ansichtig würde. So kam er auch in der Nacht bei der Waldmühle an. Die Müllersleute hatten eben den Abendsegen gebetet und fürs tägliche Brot

gedankt, als der Notar eintrat. Wie der Müller den Notar sah, erschrak er in den Tod hinein. Der aber sagte: „Waldmüller, Euern Kartoffelsalat habe ich von weitem schon gerochen und Eure Bratwurst — gebt her, was Ihr noch habt, und holt ein Krüglein Wein, wenn er noch so gut ist, denn ich bin durstig."

Dem Waldmüller wurde es schon etwas leichter, aber vollends leicht, als der Notar ihm den ganzen Handel erzählte und den Brief zu lesen gab. Da stand denn darin:

„Lieber Waldmüller und liebe Frau Waldmüllerin!

„Da hat der Hajum Levi euch in die Falle bringen wollen, aber er ist selber eigenhändig hineingekrochen. Er hat mir zehntausend Gulden geboten aus freien Stücken für eure Hypothek. Aber ich weiß warum. Er wollte euch kündigen und den Hals zuschnüren. Aber daraus wird nichts. Hier giebt euch der Herr Notar die sechstausend Gulden und ihr zahlt sie bar auf Heller und Pfennig, wenn der Hajum euch kündigt, und der Notar stellt die Hypothek wieder auf mich. Aber die viertausend Gulden, die der Hajum geblutet hat aus freien Stücken, die vermache ich der Frau Waldmüllerin erbeigen. Denn sie ist eine brave Frau und ihre viertausend Gulden wert. Da sie keine Aussteuer gekriegt, soll das ihre Aussteuer sein. Punktum. Aber danken darf keins, sonst ist die Freundschaft zu Ende, und sagen dürft ihr auch dem Hajum nichts. So, und nun gesegne es euch Gott, der der Waisen Vater ist."

Der geneigte Leser kann sich nun denken, daß die beiden in der Nacht kein Auge zugethan vor Dank und Freude. Der Notar blieb lange noch bei ihnen sitzen und erzählte allerhand Wunderbares über den Stadtrat, und daß man erst nach seinem Tod noch sehen werde, was das für ein wunderlicher, aber auch trefflicher Mensch gewesen. So kam der Morgen

und mit ihm der Hajum Levi, und darum war der Waldmüller so ruhig. Die Waldmüllerin hätte ihm am liebsten die viertausend Gulden gleich beigesteckt, als sie seine Verzweiflung sah, aber der Notar sagte: „Nein, Strafe muß sein. Er hat's reichlich verdient, und solch ein Abzapfen von Blut thut ihm schon gut, denn er ist steinreich. Ihr verwendet's in eurer Mühle und bessert die alten Mahlgänge."

Beim Hajum Levi sah's wunderlich aus. Zu Hause ließ es ihn nicht; die viertausend Gulden jagten ihn herum, und der Schneiderhenner durfte ihm nicht über die Schwelle und bekam auch keinen roten Heller von dem Handel, wiewohl ihm dreihundert Gulden versprochen waren.

Desto fröhlicher ging's in der Mühle zu. Als die Leute hörten, was ihm begegnet (denn der Hajum hatte in seiner Wut selber alles ausgeplaudert), kamen sie von meilenweit her alle gefahren und hundertmal mußte der Andres die Geschichte immer wieder unter der Buche erzählen, wie teuer dem Hajum die Sache zu stehen gekommen. Aber nie hatte er ein bitteres Wort, und die Vögel pfiffen oben nur ihren Text wieder weiter: „Sorget nicht für den kommenden Tag."

An einem Abend im Herbste stand der Müller oben auf dem Kornboden und sah hinaus in die Ebene. Da erblickte er einen hellen Feuerschein. Schnell war er herunter und rief: „Die Untermühle brennt lichterloh."

„Die Untermühle?" riefen die Mühlknappen, „laßt das Nest ausbrennen, das hat Euch Schaden genug gethan."

Aber die Müllerin und der Waldmüller, durch den im Augenblick auch so was zuckte, riefen aus Einem Munde: „Da sei Gott vor! Schnell angespannt und die Spritze her und vorwärts."

So kamen sie als die Ersten an; die Scheune war schon niedergebrannt, und das Dach der Mühle fing eben an. Kein Mensch war zu sehen. Der Müller arbeitete mit aller Kraft mit seinen Kräften, und nach zwei Stunden war die Mühle

gerettet. Da kam, wie eben die Spritze ihren letzten Wasserstrahl gesandt, auch aus dem Dorfe die Spritze und obendrauf der Hajum Levi.

Der Waldmüller trat ihm entgegen und sagte: „Das Feuer ist aus, Hajum, deine Mühle ist gerettet."

Starr schaute ihn der Hajum an. „Is nix verbrannt drin, kein Mahlgang? Wo ist mei Müller?"

„Es ist kein Mensch hier — alle sind fort."

„Und Ihr seid hergekommen und habt gerettet die Mühle! Waldmüller, Ihr seid e edler Mensch und gerechter als ich. Dreimal hab' ich Euch stürzen wollen, aber Gott hat's nicht gewollt — und Ihr habt mir Gutes gethan. Gott der Allmächtige lohn' es Euch an Eurem Weib und Euren Kindern. Waldmüller! der Hajum will sich bessern, denn er hat verlassen seinen Gott. Ihr müßt auch auf meiner Mühle mahlen, nur Ihr; Ihr habt Arbeit für drei Mühlen und habt Segen, aber ich habe keinen. Ihr zahlt, was Ihr wollt, der Hajum ist mit allem zufrieden. Ihr hört's alle, ihr Leut'" — und damit fiel er dem Waldmüller um den Hals, und der mußte es schon leiden, daß der Hajum ihn küßte.

Die Mühle hatten der Pächter mitsamt dem Schneiderhenner, der einen tödlichen Haß auf den Hajum geworfen, angezündet und danach sich aus dem Staub gemacht. Denn der Pächter hatte schon lange nichts bezahlt und falsche Rechnung geführt; so wollte er die Sache los sein. Beide aber wurden gefaßt und büßten lange Jahre im Zuchthause.

Aber der Hajum ist ein andrer Mensch geworden und hat den Gott seiner Väter, der auch unser Gott ist, wieder gesucht und gemerkt, daß er noch seinen starken Arm hat wie ehemals, aber auch seine milde Hand über die, so ihn fürchten, und saß nun oft mit den Mahlgästen unter der großen Buche und

erzählte selber, wie er mit seiner ganzen Schlauheit zu kurz gekommen.

Item: Es geht nicht immer so in der Welt, aber manchmal wird doch hier auf Erden schon Gottes Hand offenbar.

Zum andern: Ein treues Gemüt behütet Gott, auch wenn es nicht in einem weißen Mehlkittel steckt.

Zum dritten: Ein treues Weib ist Gold wert, auch wenn es auf keinen Sack voll Geld sitzt.

Zum vierten: Wenn alle Christen wahre Christen und alle Juden wahre Juden wären, stände es auch anders in der Welt.

Zum letzten: Treue ist besser als Schlauheit — und alle Fuchsbälge kommen, wie oben gemeldet, beim Kürschner zusammen.

Ende.